



Nr 42 1993



„Deviendrai-je un vieux singe un vieux fou un vieux con
mandarin sclérosé radoteur ou bougon
ou m'accordera-t-elle un peu de sa sagesse, la vieillesse?“

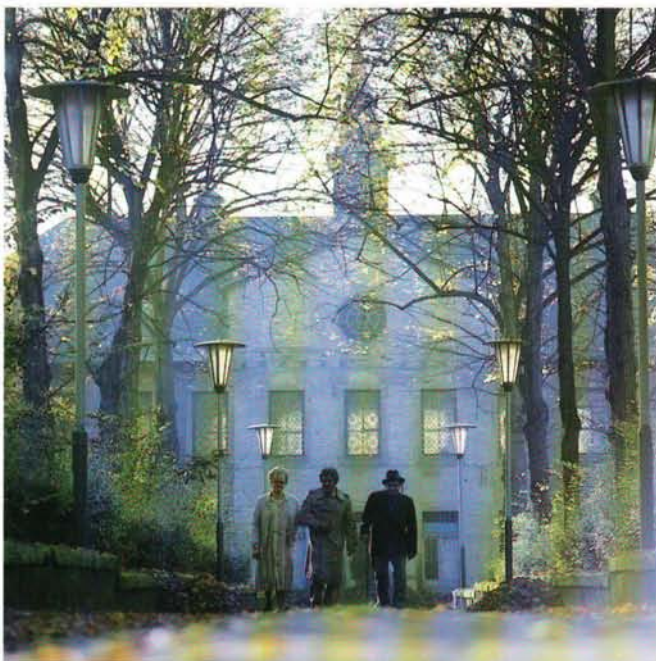
Georges Moustaki

„Es war einmal . . .

. . . ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub, und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schütete er Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch etwas wider aus dem Mund.“

So beginnt eines der bekanntesten Märchen der Gebrüder Grimm, es heißt „Der Großvater und der Enkel“, und wer die lehrreiche Geschichte kennt, der hat begriffen, daß eine konsequente „Altenpolitik“ ein öffentliches Anliegen ist, von dem wir alle einmal profitieren werden.

Wie in allen reichen Industriestaaten hat sich auch in Luxemburg während der letzten Jahrzehnte die Altersstruktur rapide verändert. Mit steigendem Wohlstand konnte in der Nachkriegszeit vor allem der Sozialstaat ausgebaut werden, so daß eine adäquate medizinische Versorgung für die Gesamtbevölkerung zu einer Selbstverständlichkeit wurde. Die Fortschritte in der Pharmaforschung und die omnipräsente High-Tech-Medizin haben das ihre dazu beigetragen, daß heute immer mehr Menschen immer älter werden. Ein langes Leben ist längst nicht mehr die Ausnahme, sondern fast schon die Regel, und weil daneben die Geburtenrate ständig zurückgeht, sieht sich unsere Gesellschaft heute mit der Tatsache konfrontiert, daß im Jahre 2000 bereits über ein Viertel der Einwohner Luxemburgs im Pensionsalter sein wird. Im Jahre 1989 lag der Anteil der über 60jährigen bereits bei 18%, jener der über 65jährigen betrug 13%, und die über 80jährigen waren mit immerhin 3% vertreten.



Diese Verschiebung der Alterspyramide hat natürlich Konsequenzen für das gesamtgesellschaftliche Zusammenleben. Es genügt längst nicht mehr, ein paar Altenheime irgendwo auf der grünen Wiese zu bauen und ansonsten den lieben Gott einen guten Mann sein zu lassen, sondern es müssen Strukturen geschaffen werden, die es den alten Menschen erlauben, so lange wie möglich aktiv am Leben teilzunehmen, gerade in unserer Gesellschaft, in der die traditionelle „Großfamilie“ fast schon ein Fremdwort ist.

In der Stadt Luxemburg haben sich die Verantwortlichen schon lange mit diesen Problemen auseinandergesetzt. So wurde bereits im Jahre 1986 eine spezielle Beratungsstelle für alte Menschen, der „Service Seniors“, ins Leben gerufen, der durch seine enge Zusammenarbeit mit sämtlichen öffentlichen und privaten Hilfsorganisationen, mit Tagesstätten, Alters- und Pflegeheimen inzwischen zu einer kompetenten und unbürokratischen Koordinations- und Anlaufstelle geworden ist, die aus unserer Hauptstadt nicht mehr wegzudenken ist.

All die konkreten Projekte, die der Schöffenrat zu Beginn seiner Amtsperiode in Sachen Seniorenpolitik angestrebt hatte, sind inzwischen verwirklicht: das „Centre d'Accueil Grande-Duchesse Joséphine Charlotte“ (Konviktsgaard) ist am 21. Mai 1992 offiziell eingeweiht worden, im Hammer Alters- und Pflegeheim wurde ein neuer geriatrischer Flügel fertiggestellt, und auch das dortige „Centre de rééducation“ wurde ausgebaut und modernisiert. Außerdem ist geplant, die historischen Gebäulichkeiten des Zivilhospizes in Pfaffenthal so zu modernisieren und auszubauen, daß die Bewohner künftig im Krankheits- oder Pflegefall an Ort und Stelle die nötige Hilfe erhalten und nicht mehr in andere Heime verlegt werden müssen. Im übrigen wurden sämtliche öffentlichen und privaten Organisationen unterstützt, die es den alten Menschen ermöglichen, so lange wie möglich zu Hause in ihren eigenen vier Wänden zu bleiben. Die wohl bekanntesten davon sind der Dienst „Essen auf Rädern“ oder *Hëllef Doheem*, und das Telealarm-System „SOS Seniors“ gibt gerade alleinlebenden alten Menschen ein großes Sicherheitsgefühl.

Daneben ist die Stadt Luxemburg dabei, in den großen Vierteln Bonneweg, Belair, Limpertsberg und Gasperich Appartementshäuser ausschließlich für alte Menschen zu errichten, die ihren Bedürfnissen angepaßt sind und in denen die Mieten nach Einkommen gestaffelt sind.

Die Europäische Gemeinschaft hat das Jahr 1993 übrigens unter die Devise „Année Européenne des Personnes Agées et de la Solidarité entre les Générations“ gestellt, wohl aus der Einsicht heraus, daß die Probleme in allen Mitgliedsländern ähnlich gelagert sind.

Solidarität mit den alten Menschen wird auch in *Ons Stad* großgeschrieben. In jeder Nummer stellen wir im Rahmen der „Gelben Seiten“ eine Hilfsorganisation vor. Das letzte Mal waren es die Tagesstätten für Alzheimer-Kranke in unserer Hauptstadt, und diesmal ist es die Vereinigung *Hëllef Doheem*.

2

Stater Chronik

- Jeder 5. Einwohner Luxemburgs lebt in der Hauptstadt
- Zwei neue Stadträte vereidigt
- Die *Schlassbréck* wird restauriert
- Freilegung der *Wenzelsmauer*
- Luxemburg unter Wasser
- Buchveröffentlichung: „De Stater Tram“



6

Neumerl - Neimärel

„Der Name Neumerl wird heute nur noch wenig gebraucht, und wenn, dann höchstens von den Ureinwohnern, von denen es noch einige Exemplare gibt. Es sind die, welche in Neumerl geboren wurden oder doch wenigstens seit Urzeiten dort wohnten, ehe „Quartier Belair“ von Zugewanderten als vornehmerer Name für dieses Wohnviertel eingeführt wurde. Neumerl roch so fatal nach dem Dorf Merl und nach Kuhl!“ Ein Rückblick von Paul Medernach.



10

Merl à l'ombre de son clocher

„Du bon vieux temps, notre village, ultime étape des troupes d'invasion avant l'assaut du „Gibraltar du Nord“, servait souvent de point de rassemblement ou de quartier général. De nos jours, la marée automobile, dans sa conquête et retraite journalière n'y semble plus voir qu'un bastion périphérique de la capitale.“ Une documentation historique de Gérard Thill.

16

Ein neuer Stadtteil in den Merler Wiesen

Ein Abreißkalender von Batty Weber aus dem Jahre 1920

I-XII

pages intercalées Di giel Säiten

- Ecole du Grund: Un projet pilote exemplaire
- Service d'Hygiène: Mieux vaut prévenir que guérir
- Deux nouveaux numéros d'appel d'urgence
- Comment éviter les incendies?
- Le service „Hëllef Doheem“
- Die Kinder- und Jugendbibliothek der Stadt Luxemburg

17

La Ville de Luxembourg à la lumière des timbres-poste

Une documentation de Fanny Beck

20

La Ville de Luxembourg sur nos signes monétaires

par René Link



24

„Staark am Soff, mä soss nët ureg“ De Poutty Stein an d'Lëtzebuerger

Eng literaturhistoresch Approche vum Josy Braun

26

Auguste Trémont: Une ménagerie dans la ville

„Né en 1892, Auguste Trémont est resté attaché au long de sa vie à une conception de l'art, disons pour simplifier traditionnelle, classique. Qui veut qu'il soit le prolongement de la nature, son parachèvement patient. Nul besoin dès lors de se poser la question, elle perd son sens, si Trémont est artiste ou (seulement) artisan.“ Par Lucien Kayser.

29

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Eine Serie von Henri Beck

30

Thierry Van Werveke, acteur

„Depuis *Troublemaker*, il est Johnny Chicago pour les Luxembourgeois qui le rencontrent dans la rue, et les metteurs en scène au cinéma ont tendance à lui demander de jouer toujours les mêmes rôles du personnage un peu chaotique, un peu burlesque, un peu brutal.“ Un portrait d'acteur dressé par Ben Fayot.



33

Trésors du Musée J.-P. Pescatore

par Georgette Bisdorff

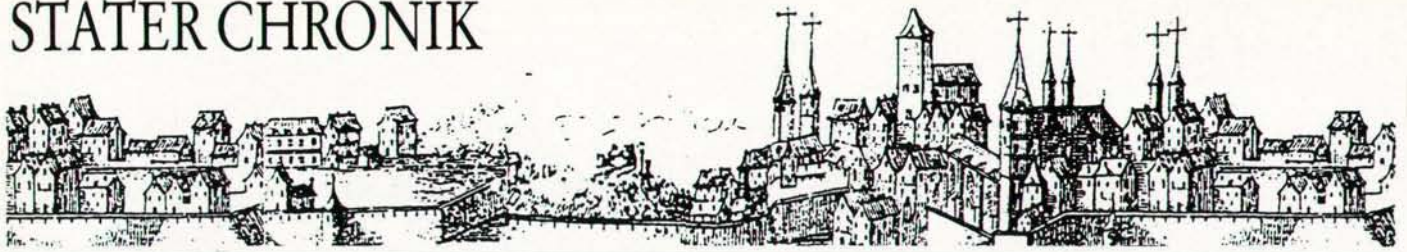


Ons Stad Nr 42 - avril 1993

Périodique édité par l'administration communale de la Ville de Luxembourg paraissant 3 fois par an

Conception générale: Henri Beck
Coordination: René Clesse
Photos: IMEDIA, Guy Hoffmann, Marcel Schroeder, Wolfgang Osterheld
© Photothèque de la Ville de Luxembourg (Ch. Bernhoeft, B. Fischer, D. Kuhn, Th. Mey, Ed. Kutter, M. Betzen, F. Buny, R. Faber, J.-P. Fiedler, C. Foeteler, S. Manderscheid, J. Ney)
Dessins: Andreas Wagner
Layout: Dieter Wagner
Photocomposition:
Imprimerie Joseph Beffort, Luxembourg
Imprimé sur les presses de l'Imprimerie St-Paul S.A., Luxembourg

Tirage: 41.500 exemplaires
Distribution gratuite à tous les ménages de la Ville de Luxembourg
La revue ne peut être vendue.



Jeder fünfte Einwohner unseres Landes lebt in der Hauptstadt

Die Ergebnisse der Volkszählung von 1991 (nicht zu verwechseln mit der alljährlichen Steuerzählung) liegen seit einiger Zeit vor und liefern Politikern, Verkehrsplanern und Urbanisten interessantes Zahlenmaterial, besonders was unsere Hauptstadt betrifft.

75.833 Menschen, ein Fünftel der Landesbevölkerung, leben in der Stadt Luxemburg. Damit wäre laut STATEC die Einwohnerzahl seit der letzten Zählung von 1981 um 4 Prozent gesunken, doch sollte man bei diesen Zahlen vorsichtig sein, weil verschiedene Berufsgruppen, z.B. Europabeamte und Diplomaten, das Recht haben, sich der Statistik zu entziehen.

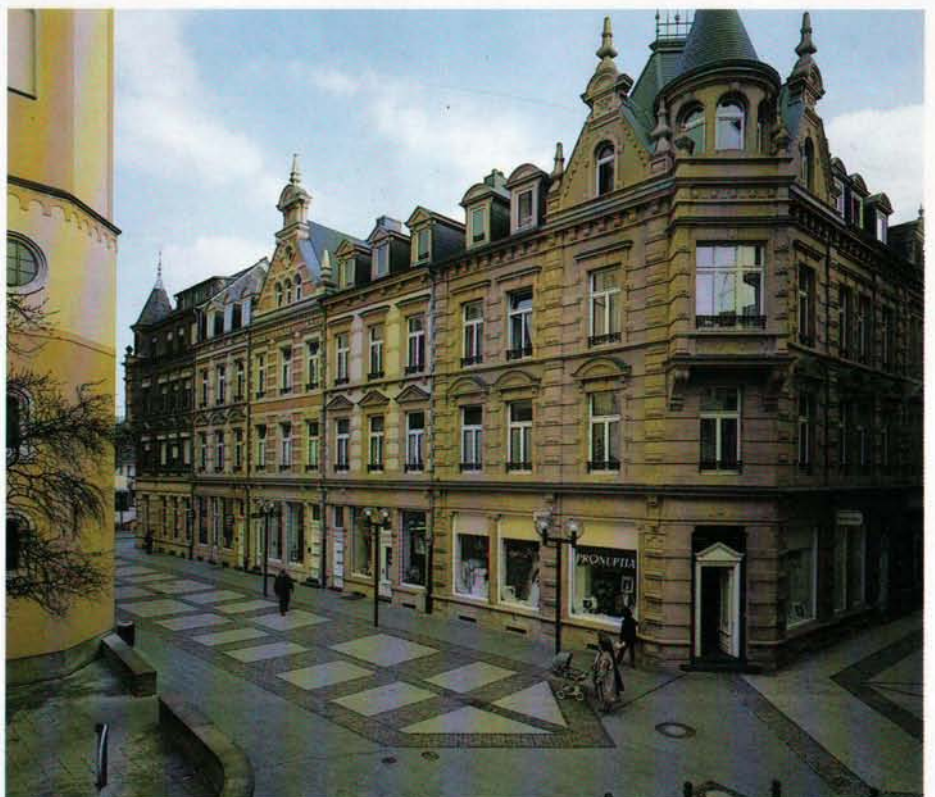
In der Stadt leben mehr Frauen (39.545) als Männer (36.288), ein Siebtel der Stadtbevölkerung ist jünger als 15 Jahre (11.281), ein Fünftel (15.141) älter als 60 Jahre. Die bevölkerungsreichsten Viertel sind Bonneweg (12.879), Belair (7.687), das *Garer Vëirel* (7.599) und Limpertsberg (7.373 Einwohner).

Nur etwa die Hälfte der erwachsenen Einwohner ist verheiratet (33.763), die anderen sind entweder ledig (20.833), verwitwet (6.092) oder geschieden (3.863). Von den insgesamt 33.525 Haushalten der Stadt besteht über ein Drittel (13.346) aus einer einzigen Person (sogenannte *Singles*). Insgesamt 34.349 Stadtbewohner haben eine andere als die Luxemburger Nationalität, und die meisten Immigranten wohnen im Bahnhofsviertel, in Dommeldingen und in Clausen.

Die Hälfte der über 15jährigen Einwohner ist berufstätig (36.074), etwa ein Drittel davon (12.145) sind Arbeiter, ein weiteres Drittel (11.323) Privatbeamte, gefolgt von 3.706 Staats- und Gemeindebeamten und 3081 EG-Funktionären, während die Anzahl der Landwirte am Schluß der Tabelle auf ganze 28 beziffert wird. Die meisten Berufstätigen sind im öffentlichen Dienst beschäftigt (8.101), gefolgt vom Handels- und Gaststättengewerbe (5.893), anderen Dienstleistungsbetrieben (5.467), Banken und Versicherungen (4.139), Bau (3.331) und Industrie (2.769).

Zwei neue Stadträte vereidigt

Im hauptstädtischen Gemeinderat sind zwei Umbesetzungen zu verzeichnen. Als Nachfolger des verstorbenen DP-Rates Josy Barthel wurde der vor kurzem pensionierte Kommandant der hauptstädtischen Rettungsdienste, Valentin Dahm, in der Sitzung vom 5. Oktober 1992 vereidigt. Für die CSV-Rätin Marie-Josée Jacobs, die in die Regierung berufen wurde, rückte Madame Ferny Nicklaus-Faber nach. Ihre Vereidigung fand in der Sitzung vom 25. Januar 1993 statt.



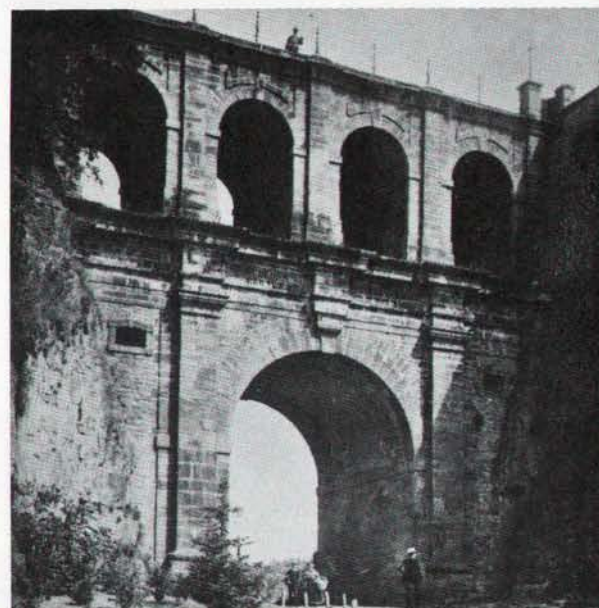
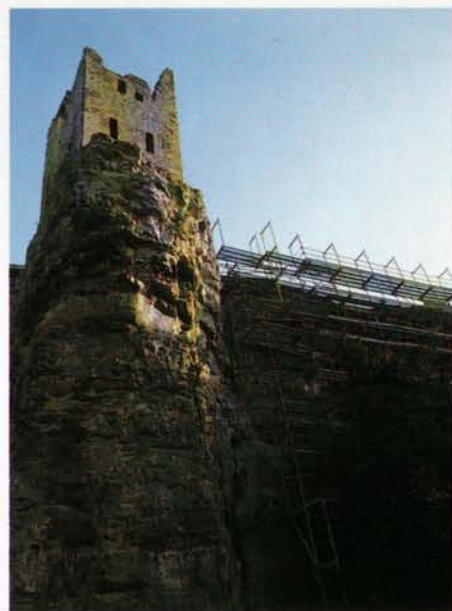
Sozialwohnungen der Stadt Luxemburg in der Rue Beaumont

Die „Schlassbréck“ wird restauriert

Im Rahmen der Großbaustelle im Clausener Berg wird auch ein symbolträchtiges Bauwerk aus alten Festungstagen, die im Jahre 1735 errichtete „Schlassbréck“, fachmännisch restauriert.

Diese Brücke, die die Schleifung der Festung nahezu unversehrt überstanden hatte, war im Jahre 1933 aus verkehrstechnischen Gründen erstmals verbreitert worden, doch damals war ihre architektonische Identität nicht genügend respektiert worden.

Das soll jetzt anders werden: Die Bauphase von 1933 wird gänzlich abgetragen, und bei der dann erfolgenden Verbreiterung auf insgesamt 8,6 m soll der ursprüngliche Charakter des inzwischen als „monument historique“ klassierten Bauwerks aus dem frühen 18. Jahrhundert wieder zum Tragen kommen. In enger Zusammenarbeit mit der staatlichen Denkmalkommission werden die Restaurierungsarbeiten sich nämlich gewissenhaft an einem Aquarell des Malers C.W. Selig aus dem Jahr 1814 orientieren, das die „Schlassbréck“ in ihrem historisch korrekten Zustand zeigt.



Freilegung der „Wenzelsmauer“

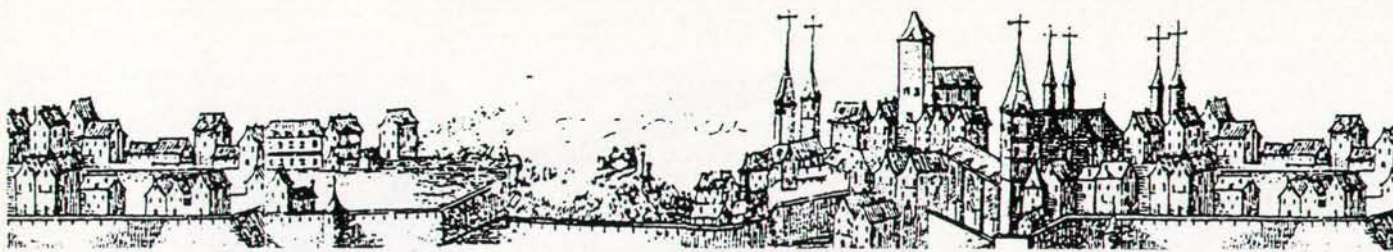


Im Verlauf der Bauarbeiten, die bereits seit 1990 in und um die Abtei Neumünster durchgeführt werden, hat der „Service des sites et monuments“ archäologische Grabungen gemacht, die interessante historische Funde an den Tag brachten.

Die Arbeit der Archäologen konzentrierte sich vor allem auf die sogenannte Wenzelsmauer, die hinter dem „Tutesall“ bis zur Rue de Trèves verläuft.

Anhand der bisherigen Funde drängt sich immer mehr die Hypothese auf, daß diese dritte Ringmauer nicht wie bisher angenommen unter der Herrschaft Wenzels II., sondern erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts fertiggestellt wurde. In spanischer Zeit wurden die Befestigungen u.a. durch eine Kontereskarpe und eine Schutzmauer am Alzetteufer ergänzt.

Diese Verteidigungswerke sind jetzt wieder zu sehen und werden später Teil einer historischen Promenade, die über den „Stierchen“ bis zur Rue de Trèves führt.



Luxemburg unter Wasser

Die starken und anhaltenden Regenfälle, die am vergangenen 11. und 12. Januar zu gewaltigen Überschwemmungen in vielen Teilen des Landes geführt hatten, verschonten auch unsere Hauptstadt nicht, wie die ungewohnten Stimmungsbilder auf dieser Seite zeigen. Die Gegenüberstellung alter und neuer Fotos – wie hier die Eicher Place Dargent am 12. Dezember 1920 und 73 Jahre später, am 12. Januar 1993 – dokumentiert, damals wie heute, die Ohnmacht des Menschen vor den Naturgewalten.





De Stater Tram (1875-1993)



So heißt ein üppig illustriertes, 260 Seiten starkes, in blaues Leinen gebundenes Buch, das die Geschichte unseres öffentlichen Personenverkehrs zum Thema hat und das dieser Tage erscheint. Als Herausgeber fungiert die Stadt Luxemburg.

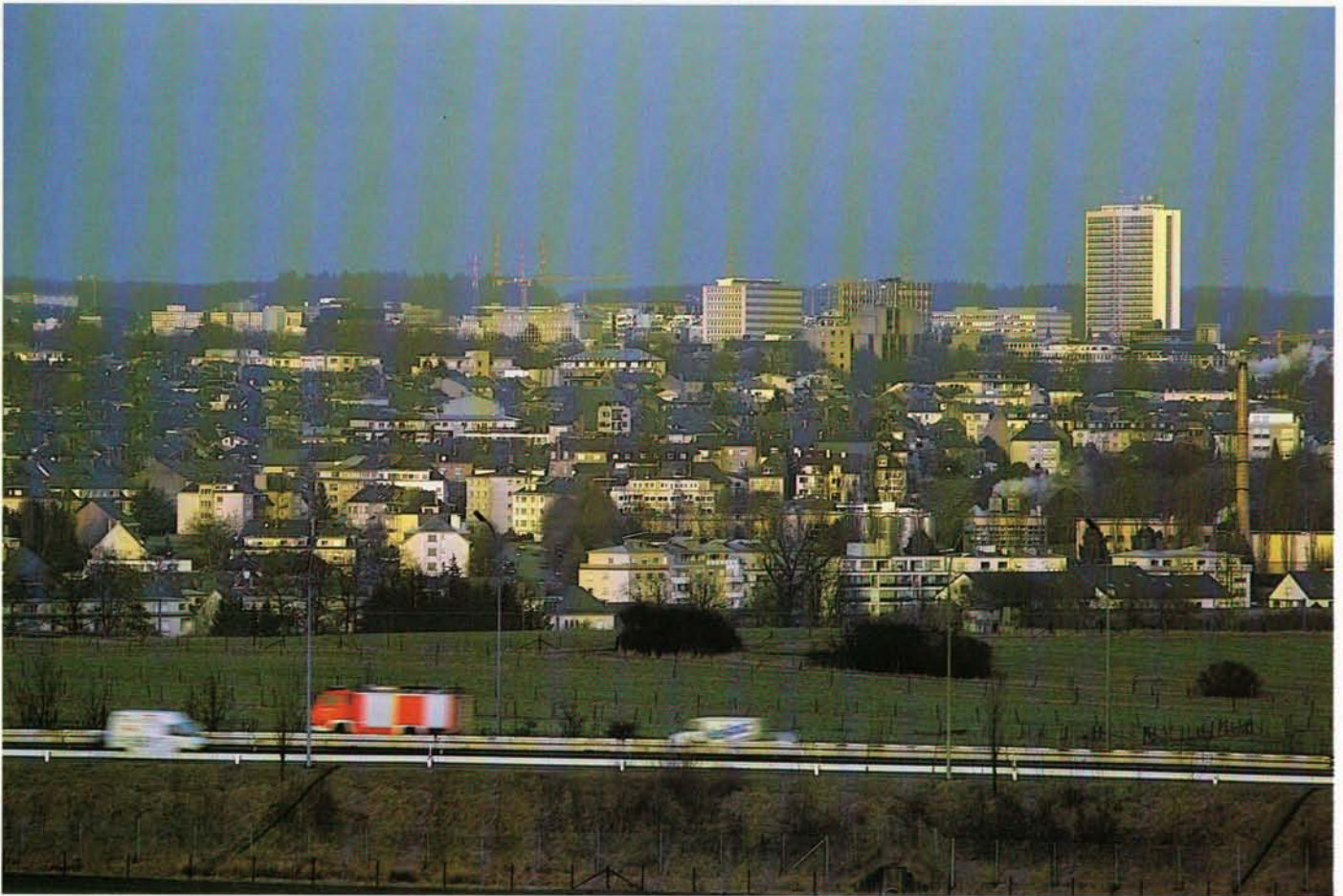
Aus dem Inhalt: Vorwort von Professor Gilbert Trausch. Mit der Landflucht kam die Straßenbahn. Der *Päerdstram* (1875-1908). Die Elektrische (1908-1922). Grenzenloses Wachstum (1923-1939). Zeit der Verdunklung (1940-1944). Die Straßenbahn und der Wiederaufbau (1945-1950). Der Anfang vom Ende (1951-1956). Freie Fahrt für freie Bürger (1956-1969). Der städtische Busbetrieb und seine Umstrukturierung in den siebziger und achtziger Jahren. Die entfesselte Mobilität und die Grenzen des Wachstums. Linien, Menschen und Material (1875-1993). Die Elektrische und die Ansichtskarte. Literarische und journalistische Zeitstimmen.

Die Autoren des Buches sind Jean-Paul Hoffmann, Raymond Dhur und René Clesse, die grafische Gestaltung besorgte Dieter Wagner. Die historischen Fotos stammen aus dem Archiv des *Tramsmusée*.

„De Stater Tram“ kostet 1.580.- LUF und kann durch Überweisen des Betrags auf das Postscheckkonto 89500-66 des städtischen Autobusbetriebes bestellt werden. Das Buch liegt auch im *Tramsmusée* in der Hollericher Rue de Bouillon zum Verkauf aus. Auskunft über Tel. 4796-2385.



Neumerl



Der Name Neumerl wird heute nur wenig gebraucht, und wenn, dann höchstens von den Ureinwohnern, von denen es noch einige Exemplare gibt. Es sind die, welche in Neumerl geboren wurden oder doch wenigstens seit Urzeiten dort wohnten, ehe „Quartier Belair“ von Zugewanderten als vornehmerer Name für dieses Wohnviertel eingeführt wurde. Neumerl roch so fatal nach dem Dorf Merl und nach Kuh!

Neumerl liegt auf einem sanften Nord-Süd-Hang. Es wird im Osten vom Boulevard Extérieur (heute Boulevard Grande-Duchesse Charlotte) begrenzt, im Norden von einem Hügelzug, auf dem eine Straße läuft. Dieser Hügelzug sowie die Straßen hießen Belair. Im Süden trennen die so berühmten, weil nassen Niederungen der Merler Wiesen das wenig bebaute Viertel von der Ortschaft Hollerich, während es im Westen von Merl abgeriegelt wurde.

Drei wichtige Straßen laufen in Neumerl von Osten nach Westen: Erstens die schon genannte Belair-Straße (heute Avenue Gaston Diderich), die am Merler

Neimärel

Friedhof endete; zweitens in der unteren Hälfte des Hanges die Hauptstraße, die Merler Straße (Route de Merl), die in der Folge zuerst in Route de Longwy umgetauft wurde, dann in berühmter Zeit als „Longicher Straße“ firmierte, um schließlich zur Avenue du 10 Septembre zu avancieren; drittens, fast im Tiefland, die Avenue Guillaume, im Volksmund *Willem-Avenue*, die bei einem verwunschenen, wildwuchernden Garten mit Portal in die Merler Straße einmündete.

Einige Nebenstraßen gehen von der Merler Straße ab: nach Norden ansteigend die Dahlien-Straße und die Franziskaner-Straße, beide älteren Datums, wie es mehrere Häuser ausweisen, und beide durch die Iris-Straße (heute rue Albert Philippe) verbunden; und dann mußte man schon bis nach Merl gehen, um beim Haus Steichen die *Laangheck* (Rue des Aubépines) zu finden, die zum Merler Friedhof emporführte. Nach Süden abfallend zur Avenue Guillaume kam zuerst die Schmitz-Straße (heute Rue Albert I^{er}), dann die um 1923 angelegte Crécy-Straße; das waren die einzigen

Straßen nach Süden, bis man zum Hügel *Geessekneppchen*, auch *Geessecht* genannt, kam, über den sich ein schmaler Weg zum Schlachthof und nach Hollerich schlängelte. Erst in Merl, gegenüber der *Laangheck* und zwischen den Häusern Palz und Rischard, strebte die Rue de la Barrière zur Verbindungsstraße Merl-Hollerich in der Niederung des Merler Baches. Die heutigen Nebenstraßen in Neumerl entstanden etwa ab 1930-1940 und später.

Eine kurze Abschweifung zur *Laangheck* scheint angebracht. Diese Straße trug ihren Namen nach den Weißdorn- und Schlehenhecken, die zwischen kleinen Häuschen standen, in denen bescheidene Leute wohnten. Sie besaßen eine Kuh oder auch zwei, dazu Federvieh und auch mal ein Schwein. Die Männer hatten durchweg einen Beruf und betrieben ihre kleine Landwirtschaft so nebenher. Von diesen Häuschen steht keines mehr. In der Verlängerung der *Laangheck* führte eine schmale Straße nach Kreuzgründchen, das keine andere Verbindung mit Belair hatte. Kurz vor dem Krieg

baute man auf der Höhe der heutigen Belair Kirche einen Fußpfad mit Holzbrücke zum *Grëndchen*, in dem die *Schéiss* lag, von der ab und an die Schüsse der Mitglieder der „Société des Arquebusiers“ knallten.

Die Merler Straße begann beim „Wampach“, einem bestrenommierten Lokal mit Gartenwirtschaft im Sommer. Gegenüber lag noch ein Café und daneben die einzige große Epicerie des Viertels, die Epicerie Elter, wo es gut nach allen Kolonialwaren roch. Man mußte bis zum *Geessekneppchen* gehen, um auf die Epicerie Kernen zu stoßen, wo Herr Albert Kernen auch eine Bäckerei betrieb. Die andere Bäckerei war unweit von „Wampach“ und wurde von Herrn und Frau Gelhausen geführt. Zu jedem Brotlaib gab es eine *Kuuscht*, um einen etwaigen Gewichtsverlust auszugleichen. Anschließend an „Eltesch“ und an eine Villa erstreckte sich eine große Stallanlage, in der neben schweren Brauereigäulen auch die eleganten Pferde der Gendarmerie ihre Unterkunft hatten. Morgens herrschte dort Hochbetrieb. Die Rollefaxen spannten ihre Gäule vor die Pritschenwagen mit den Bierfässern, während die Stallburschen unter Anleitung des Adjutanten Kurt die Militärpferde striegelten. Weiter gegen Westen und nach der Dahlien-Straße lag im Hinter-

grund eines wüsten Geländes die Kesselfabrik, von der manchmal wehmütige Gongschläge ertönten. Wo heute die Filiale der Banque Générale ihre Geschäftsräume hat, betrieb Madame Morby-Hetto ein gutgehendes Weißwarengeschäft, und anschließend lag die große Gärtnerei Kill. Am Eingang zum *Geessekneppchen* hatte der Unternehmer Wilwert seinen Bauhof, in dem einige ausrangierte Lastwagen standen. Auf diesen Ruinen machten wir Schulkinder in der Phantasie weite Fahrten, bewacht von der guten Madame Wilwert und ihrer Tochter Julie.

Belair hatte drei Attraktionen aufzuweisen. Da gab es zuerst den „Brasseurs-Weiher“, der im Winter die Schlittschuhläufer anzog, es sei denn, daß sie in den nassen, zu Eis gefrorenen Merler Wiesen ihrem Hobby nachgingen. Zum zweiten lag auf Belair das Franziskanerinnenkloster (Alt- und Neubau), dessen Kirche sonntags den Bewohnern des Viertels zugänglich war. Aus diesem Kloster strebten zu allen Tageszeiten die Klosterfrauen, je drei nebeneinander, zu den Kliniken auf dem Fischmarkt. Und drittens gab es den Velodrom, Augapfel der Radsportfans. Neben Radrennen wurden im Velodrom auch die jährlichen Schulfeste abgehalten. Bei diesen Gelegenheiten führten die Schulkinder der Gemeinde



Luxemburg Turnübungen vor, angeleitet von den unter Stehkragen und Schlips schwitzenden Herren Lehrer. Diesen Kunstgenuss honorierte eine großmütige Gemeindeverwaltung mit pro Nase einer Tüte, enthaltend sechs „saure“ Bonbons und zwei altbackene *Kichelcher*.

Am Eingang der Avenue Guillaume sind die „Großherzogshäuser“ zu erwähnen, nette Bungalows für das gehobene Hofpersonal. Hier standen auch prächtige Villen und Bürgerhäuser bis hin zur Schreinerei Knaff. Von diesem Betrieb steht heute noch das ehemalige Wohnhaus, verlassen und verkommen im Hintergrund eines trostlosen Gartens.

Die Merler Straße wies, für damalige Verhältnisse, einen regen, aber behäbigen Verkehr auf. Pferdefuhrwerke aller Art, Radfahrer und besonders Fußgänger waren die Könige der mit Bäumen gesäumten Straße. Manchmal fuhr auch ein Auto vorbei, und seit 1925 gab es den Tram, die Linie Elf. Zu einer Zeit, in der man nicht aus Gesundheitsgründen Fußmärsche absolvierte, sondern zu Fuß ging, weil man es eben so in den Beinen hatte, ignorierten manche Merler und Neumerler den Tram und eilten beschwingten Fußes oder per Rad zur täglichen Arbeit. Die Radler waren zu einem großen Teil Eisenbahner und Schmelzarbeiter, die zum Bahnhof fuhren. Der Bürger ging zu Fuß. Aber auch bürgerlicher Stolz verachtete keinesfalls den Drahtesel. So fuhr täglich Herr Pierre Stammel, Inhaber einer großen Plattenfirma, den langen Weg von der *Plak* in Merl bis nach Bonneweg und zurück, immer lustig und gerne zu einem Schwätzchen bereit, was allerdings zu



einem komplizierten Absteigemanöver Anlaß gab. Herr Juckum war auch jeden Tag zur Stelle; er fiel dadurch auf, daß er, hoch zu Rad, bei Regenwetter einen Regenschirm aufgespannt hatte. Herr Perrard, seine Töchter und sein Sohn strebten morgens und mittags strammen Schrittes zu ihrem Lederwarengeschäft in der *Paschtoueschgaass* und kehrten ebenso forsch mittags und abends nach Hause zurück, der Sohn Pfeife rauchend drei Meter hinterher. Als Fußgängerinnen gab es eine besondere Rasse von Frauen und Mädchen, die als Heimpflegerinnen, Waschfrauen und Verkäuferinnen in der Stadt arbeiteten. Es tauchte regelmäßig der Laternenmann auf, der mit einer langen Stange einen Hebel an den Gaslaternen verschob, und es ward Licht oder es ging aus, je nach der Tageszeit. Ab und an erschien der *Huesepelz*, der für einige Franken die getrockneten Hüllen verstorbener Stallhasen und erschossener Feldhasen kaufte. Denn auf dem Merler Bann gab es damals Feldhasen, denen Herr Jacques Biwer mit Erfolg nachstellte. Der Lumpenmann tauschte mehrmals im Jahr Stoffreste gegen Ausschuß aus der Faïencerie. Aber das sah man den Tassen und Schüsseln nicht an! Monatlich wurden die Schienen des Tram gereinigt. Drei Mann besorgten diese Arbeit: Zwei stießen die Schnabelschau-

fel durch die Rigole der Schienen, der dritte zog einen Wagen, in den der Dreck deponiert wurde. Höhepunkt des Fußgängerbetriebes war die Zeit der Oktave. Da pilgerten die Pfarreien an der Mess, die von Petingen und andere mehr über die Merler Straße. Selbstredend zog auch die Pfarrei Merl zur Kathedrale! Ihr Pilgergang wurde von der Merler Musikgesellschaft mit frommen Weisen belebt, die sehr oft atonalen Charakter hatten.

Öfters klapperte eine Gendarmeriepatrouille hoch zu Roß über die Straße, und ab und zu ertönte Marschschritt: Die Freiwilligenkompanie „ging spazieren“, wie die Leute sagten, die von Felddienst keine Ahnung hatten. Zum 23. Januar rollten in aller Frühe die zwei Kanonen der Armee nach *Geessecht* und schossen Salut zu *Kinneksgebuertsdag*.

Aber vergessen wir bloß nicht *Néckel* und *Kätt Fischbach*, letztere *Deifchen*, von frommen Leuten auch *Herrgottsdeifchen* genannt. Dieses edle Geschwisterpaar wohnte in einem viereckigen, niedrigen und unsäglich schmutzigen Häuschen auf dem Gipfel des *Geesseknepchen* inmitten von Hühnern, Gänsen, Enten und Ziegen. Das Anwesen war mit einem Gitter umgeben, dessen Bestandteile der *Néckel* mit der Zeit gesammelt hatte. Der Rost hielt alles zusammen. Ein Ziegenbock war Gatte

aller Ziegen von Merl und Umgegend. Wer seine Effizienz anzweifelte, verfiel der Mißbilligung des *Deifchen*, das eine kräftige und schrille Stimme hatte und das über einen ausgedehnten, wenn auch nicht ausgewählten Wortschatz verfügte. Der *Néckel*, der zwei linke Füße hatte und mit dem Kopf wackelte, sowie das *Deifchen* wanderten, einen Handwagen hinter sich herziehend, zum Markt, um dort weggeworfene Gemüse- und Obstreste einzusammeln, die ihren Tieren ein abwechslungsreicheres Futter verschafften, das zudem nichts kostete. Beide latschten in klobigen Schuhen einher, *Néckel* geschmückt mit einer uralten Kappe; das *Deifchen* trug mal einen formlosen Herrenhut, mal eine Haube, was nicht unbedingt zu seiner Schönheit beitrug. Während *Néckel* das besorgte, was er Garten nannte, verdiente das *Deifchen* Bargeld mit dem Verkauf von Eiern und Ziegenmilch, die als besonders gut galt für die Kleinkinder. Auch der Ziegenbock trug sein Scherflein zum Budget bei. Wer am Häuschen vorbeiging, wurde, je nach Ansehen der Person, gröblich vom *Deifchen* beschimpft. Eines Tages waren beide verschwunden, und es hieß, sie seien auf der Rham.

Es war eine Zeit, da die Milch noch mit einer fast fingerdicken Rahmschicht bedeckt war. Milchwirtschaft war eine der Einnahmequellen der Merler Bauernschaft, und die Verteilung des weißen Segens ging unterschiedlich vor sich. Da ging die treusorgende Hausfrau oder ein Kind mit der Kanne zum Besitzer der Milchquelle und bekam kuhfrische Milch, die so besonders gut ist. Bequemere Leute ließen sich die Milch ins Haus bringen, was speziell die Sache der Kleinbauern war, die kein Zugtier ihr eigen nannten und zu Fuß die Verproviantierung vornahmen, so die Familie Heirendt aus der *Laangheck*, deren rotbäckige Kinder von der Güte der Ware ein beredtes Zeugnis ablegten. Milchbauern, die Zugtiere hatten, fuhren allmorgendlich über die Merler Straße zur Stadt, wo sie ihre Kunden versorgten oder den Überschuß an Milch zur Molkerei auf Verlorenkost brachten. Die Herren Freimann, Witry, Steichen, Biren und wie sie alle hießen, fuhren stolz mit der Kutsche einher. Es ging aber auch bescheidener! Herr Maier besaß ein Wägelchen, das von einem riesigen Hund gezogen wurde, während der Besitzer nebenher schritt. Als das treue Zugtier des Todes verblieben war, benutzte Maier sein Pferd als Zugtier und ließ sich fahren. Lächelnd saß Herr Morheng auf einem Karriol, das ein Esel zog, ein geduldiges Tier, das der üblichen Eselsuntugenden entriet. Dieser ganze Milchbetrieb ging nach und nach ein, und man mußte sich an anonyme



Milch gewöhnen, auf der die Rahmschicht nur geahnt wurde.

Die Milchwirtschaft begünstigte die Anlage von Weidepferchen, aber daneben pflanzten die Bauern auch Kartoffeln an sowie Hafer und Weizen. Auch Obstbongerten gab es in Fülle; sie zogen kleine und große Obstdiebe an, die von den Besitzern mit wilden Drohungen verjagt wurden, denn sie beschädigten die Einfriedigungen und das Astwerk der Bäume. Das geklaute Obst zählte kaum; es gab ja genug!

Es wurde zu jener Zeit viel gebaut in Neumerl, und der Unternehmer Jacques Biwer aus Merl hatte goldene Zeiten, da er solide Arbeit lieferte. Dieser Bauboom förderte auch die Geschäfte der Merler Fuhrleute, die Steine und Sand herbeikarrten, mal mit Pferdekarren, mal mit rasselnden Lastkraftwagen. Aber Kalk war die Seele des Bauwesens! Biwer produzierte seinen Mörtelkalk in einem überdimensionalen Mixer, der an der Merler Straße stand, unweit der Einmündung der Avenue Guillaume; später wurde er in die Rue Foch verlegt. Das Rohmaterial, den gebrannten Kalk, bezog er aus den Kalköfen des Herrn Franz Scholer, die auf dem Südhang des *Geessecht* standen. Beschickt wurden diese Öfen mit Merler Kalksteinen, die berühmt waren und die schon von den Erbauern der Festungswerke benutzt wurden. In unserer Zeit besorgten Vater Bintner aus Merl und sein Sohn Harry das Brechen der Kalksteine. Beide durchwühlten praktisch alles nicht angebaute Gelände nach dem kostbaren Mineral, das in zwei Lagen im Merler Lehm verborgen war. Die zweite Lage war von einer gelben, zähen Schicht bedeckt; die fürchterlich stank. Neben den Öfen auf *Geessecht* konnte man noch welche auf dem Gelände des Merler Fußballvereins sehen. Die waren allerdings nicht mehr in Betrieb. An Wintertagen und -nächten wärmten sich manchmal Landstreicher an den warmen, schwelenden Kalköfen, was aber nicht ungefährlich war. Manch einer, von den ausströmenden Gasen erstickt, wurde tot aufgefunden. Mit der Zeit hörte das Kalkbrechen und -brennen auf, und der Kalkmörtel wurde mit vorpräpariertem Industriekalk zubereitet.

Eine andere Spezialität des Viertels war der Pöllenhandel. Pöllen sind halbwüchsige zukünftige Hühner und Hähne, die aus großen Züchtereien im Ausland mit Spezialkäfigen geliefert wurden. An der Merler Straße gab es zuerst das Pöllengehege des Herrn Barthel, seines Zeichens Lakai bei Hofe. Nebenher oblagen er und seine Gattin dem Pöllenhandel. Gegenüber der heutigen Filiale der Banque Générale waren die großen Gehege des Herrn Michel Freimann, der



immer regen Zulauf von Kunden hatte. Sein Haus und die Einfahrt zu Garage und Gehege bestehen noch heute, und mir scheint es immer, als ob Leo Freimann mit seinem Ford-Kastenwagen herausfahren mußte. In Merl, in der *Laangheck*, betrieb die Familie Klepper den Pöllenhandel. Auch das Haus Klepper steht noch, aber die Pöllen gibt es nicht mehr, so wie es auch den Velodrom, den Brasseursweiher, die Kalköfen und die gute Milch nicht mehr gibt.

Die Moderne, die mit dem Tram auf der Merler Straße einzog, hat alles Gemütliche und Behäbige nach und nach verdrängt. Wo Wiesen waren und Obstbongerten, da verläuft heute ein dichtes Straßennetz. Denn die Merler Wiesen sind, trotz Nässe, verbaut worden. Die heutige Großmolkerei steht auf historischem Terrain: Dort führte Ende der zwanziger Jahre der Pilot Hemmer bei gutem Wetter Schauflüge mit seinem

„Prince Jean“ vor, ein spannendes Erlebnis für uns Kinder. Sogar der *Geessekneppechen* ist nicht mehr sichtbar: Er wurde unter dem Campus des neuen Athenäums und der anderen Schulen begraben, und sein Name wird bald auf der Liste der verschwundenen Flurnamen stehen. Und wo einst die Kühe von Albert Freimann aus Merl weideten, wurde ein Park angelegt; dabei wurden die zwei Geschützstellungen aus dem Ersten Weltkrieg wegradiert. Der Tram wich dem Autobus und die Pferde den Autos. Was geblieben ist, das ist wenigstens ein alter Name, die immer noch junge *Märeler Strooss*!

Paul Medernach



Du bon vieux temps, notre village, ultime étape des troupes d'invasion avant l'assaut du „Gibraltar du Nord”, servait souvent de point de rassemblement ou de quartier général. De nos jours, la marée automobile, dans sa conquête et retraite journalière n'y semble plus voir qu'un bastion périphérique de la capitale.

Mais halte-là! Un embouteillage intempestif incite tel chauffeur à dévisager un jour cette église campée solidement au bord de sa piste. Tel autre, attendant dans une file le passage du rapide de Bruxelles, ne manquera pas de remarquer à sa droite la façade harmonieuse d'une vieille ferme. Peut-être qu'un camionneur impatient se demandera pourquoi diantre la commune a acquis cette mesure-là, si ce n'est pour la démolir – tout comme la muraille qui la précède – afin d'enlever enfin à une rue „chicanière” le bien-fondé de sa dénomination de „Barrière”.

Des conducteurs plus compréhensifs admettront en revanche que ce coin pittoresque ne s'intègre pas mal dans le contexte urbain environnant, quitte à jouer son rôle de „ralentisseur”. Dans tout le quartier, ils pourront d'ailleurs découvrir bon nombre de ces maisons rurales qui ont des fois l'air de se blottir,

Merl à l'ombre de son clocher

avec leurs façades étirées, contre des résidences plus récentes.

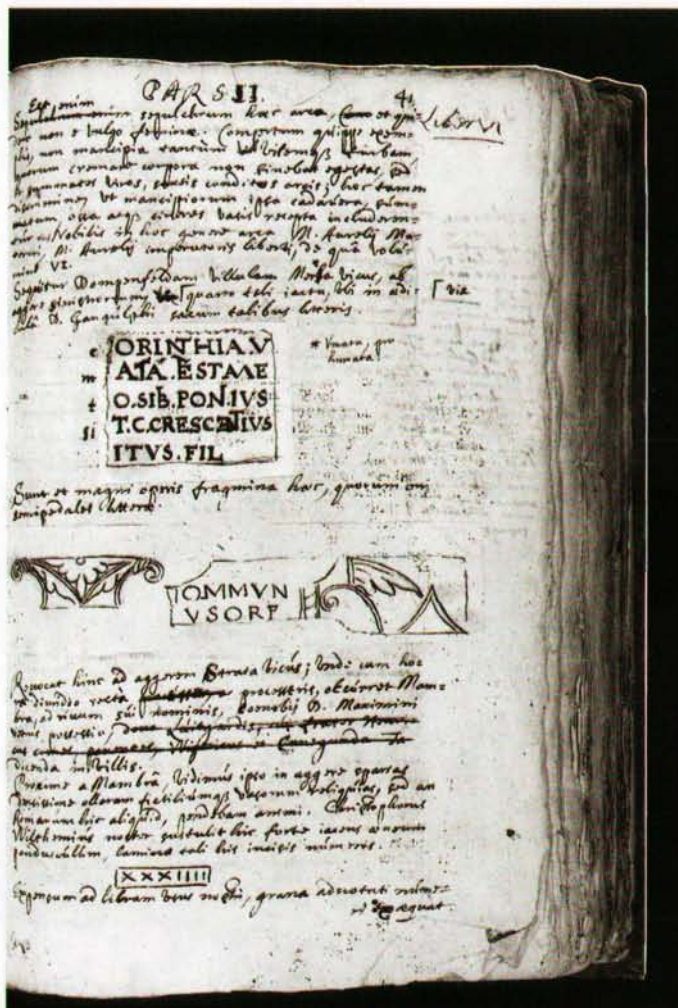
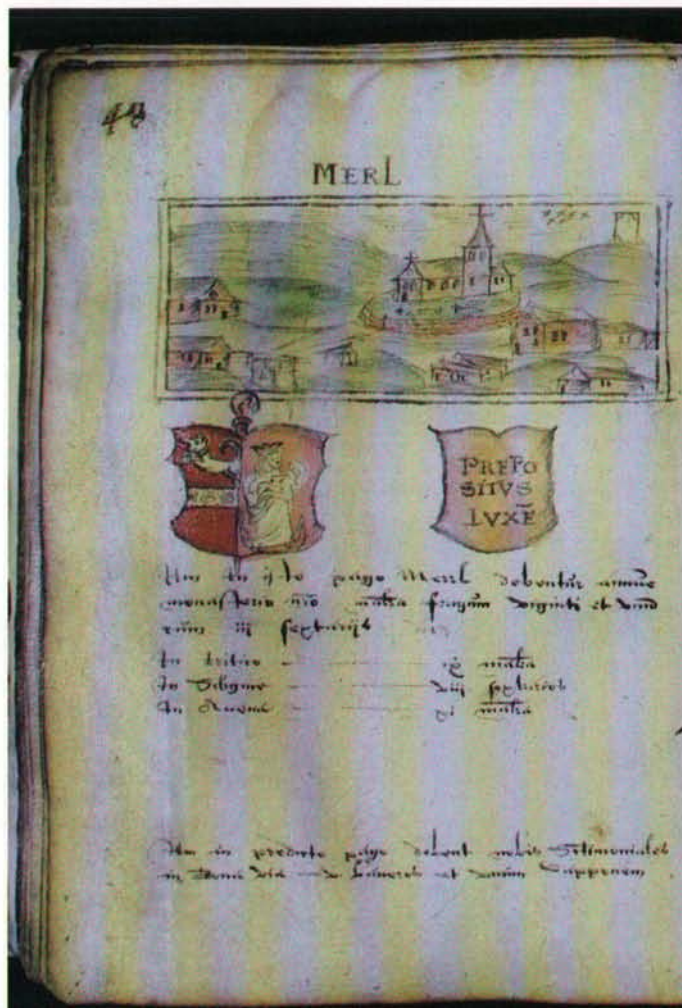
Pour les Merlois de vieille souche (et pas mal de ces „greffés-dessus”!) ces bâtisses trapues représentent autant de témoignages attachants d'un passé encore vivant dans leur mémoire, ou plutôt en celle de leurs devanciers.

Et ils y tiennent apparemment pour des raisons d'identité, un peu comme à leur „vie associative”! Encore qu'il soit vrai qu'ils ne furent pas toujours roses, ces temps antérieurs à la fusion avec la capitale, voire d'avant la Grande Révolution, lorsque plusieurs seigneuries se répartissaient à „Merell” redevances et privilèges féodaux.

Une des quatre rubriques répertoriant les redevances de Merl dans le petit censier de l'abbé munstérien Jean Bertels (16^e siècle); à remarquer le gibet sur le dessin au-dessus des armes de Munster et de la Prévoté de Luxembourg.

Page du manuscrit „Luxemburgum Romanum” d'Alexandre Wiltheim (17^e siècle) avec mention de Merl, de sa chapelle Saint-Gengoul et de trois fragments de monuments funéraires gallo-romains qui y furent emmurés (photo à droite).

A tout seigneur, tout honneur! Débutons notre flânerie par l'église paroissiale, qui se dresse sur sa butte encore partiellement clôturée, au cœur du village, dont elle reflète des étapes de l'histoire. C'est près du ruisseau, côté midi, qu'on distingue le mieux les différentes périodes de construction de l'édifice. A l'extrême gauche pointe la petite tour, d'aspect plutôt moyenâgeux avec sa maçonnerie jointoyée, percée d'une „meurtrière”, côté rue et d'une porte, côté couchant. Le millésime 1728 y marque déjà, il est vrai, une troisième, sinon quatrième phase de la chapelle primitive, qui souffrit surtout des faits de guerre au cours des 15^e, 16^e et 17^e siècles. De l'agrandissement survenu vers 1728, il reste la partie occidentale de la nef, dont le chevet s'orienta bien entendu vers le soleil levant. Laquelle orientation fut renversée de 180° en 1882, lors de l'extension de notre église, promue paroissiale depuis son sevrage d'avec l'accaparante „mère” de Hollerich (en 1797), mais devenue trop exiguë pour ses 600 âmes à la fin du 19^e siècle: le chœur occidental, opposé au portail, ainsi que la nef surélevée témoignent encore de cette réalisation de l'architecte Charles Arendt.

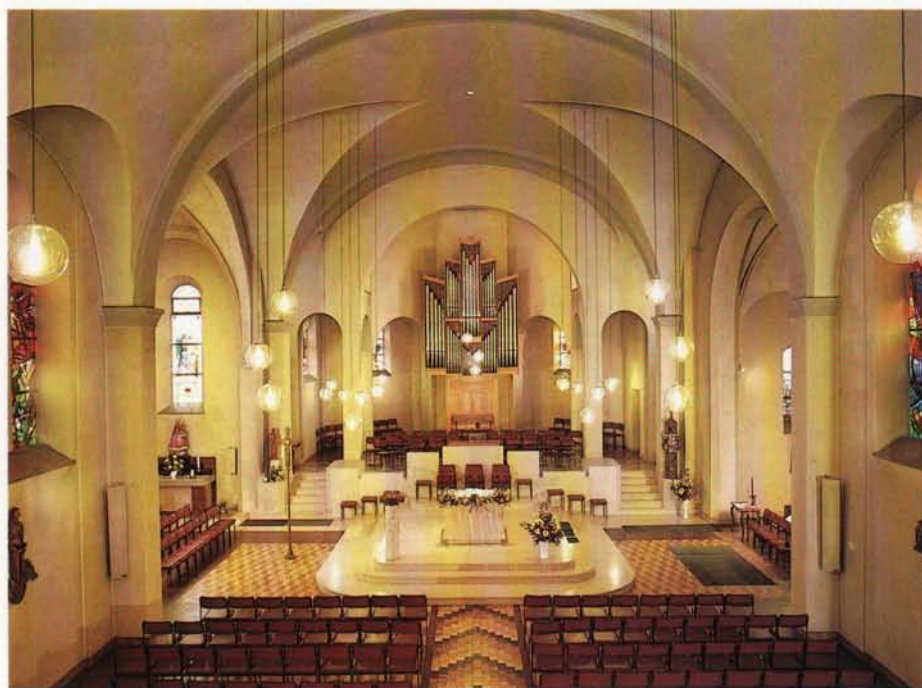


L'église de Merl montrant ses trois principales périodes de construction (vue du sud).



Extrait du plan Jaillot (1741); malgré ses imprécisions topographiques et autres, il documente e.a. l'emplacement de fours à chaux, d'un gibet sur le ban de Merl (Photo: A. Biwer, MNHA).

La nef principale (1937) de l'église merloise.



Dès 1937, l'accroissement de la population merloise nécessita une nouvelle et radicale transformation: l'architecte Jentgen orienta la nef principale perpendiculairement à l'ancienne (désormais transversale), avec le chœur vers midi et le porche d'entrée – appuyé contre un second clocher – du côté nord (c.-à-d. rue de Merl). La rénovation intérieure, réalisée en 1975 (pour un quartier de 3.500 habitants) selon les projets de M. Scholl, prouve qu'une adaptation aux exigences liturgiques modernes n'exclut pas forcément le respect du patrimoine: le mobilier ancien, regroupé dans l'ex-chœur de 1882, comporte p.ex. huit sculptures remarquables. Imposante par sa prestance baroque, est celle de Saint Gengoul, dont le patronage, mentionné la première fois en 1559, remonte sans doute un siècle plus haut, à l'époque bourguignonne. Invoqué en premier lieu pour assurer la fidélité conjugale (mise assez souvent à l'épreuve d'après un vieux registre paroissial), mais également par les arthritiques et les artisans du cuir, ce saint patron de Bourgogne eut à Merl son „Gangolfsbur” salutaire et sa procession; celle-ci se déroulait au jour de sa fête (11 mai), date qui encore de nos jours détermine la kermesse merloise.

Parmi les autres statues (dont les saints Fiacre, Laurent et Matthias sont attribués à l'atelier Greef), on remarquera celle, en pierre polychrome, qui représente Saint Christophe: elle proviendrait de l'abbaye Notre-Dame de Munster, qui à l'époque féodale exerça à Merell (alias: Merren ou Merra) ses droits seigneuriaux et y préleva sa portion de la dîme.

Ces droits, comparés à l'architecture assez complexe de l'édifice religieux que nous venons de visiter, s'avèrent bien plus compliqués! Ils étaient partagés avec d'autres seigneuries (d'ailleurs différentes selon les siècles) et consignés dans des „records”, remémorés lors les „plaids” annuels et mis en œuvre sur place par les mayeurs et échevins. Si le fameux censier de 1571, où l'abbé munsterien J. Bertels mentionne et dessine sous plusieurs rubriques la „cour” de Merl, semble encore compréhensible à un esprit moderne, ce dernier risque de s'égarer dans le fouillis des documents ultérieurs.

Saint Gengoul, le patron de l'église de Merl, sur son bouclier, la peau de la main „perdue” par son épouse adultère dans une ordalie (statue du 18^e siècle).

L'église de Merl, après 1882, vue du pont, côté sud-est.



„A Wersalls”, ancienne demeure de la famille Wersant, aujourd'hui de la famille Rischard. Plusieurs périodes de construction (273, route de Longwy).



Saint Christophe, provenant de l'abbaye Notre-Dame de Munster (16^e siècle?).



Vue de Merl à partir du site gallo-romain „Plak”; à gauche se cache le „Heedebur” (photo en bas de la page).



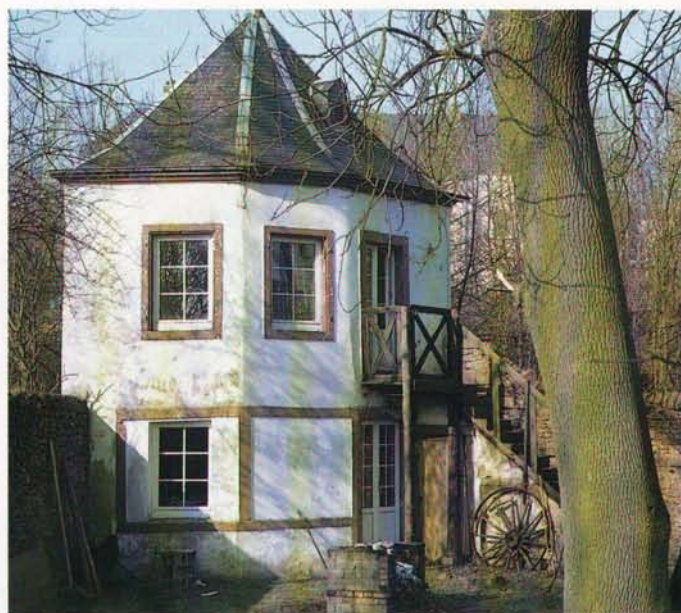
Mais, plutôt que de nous y perdre, revenons à notre chapelle Saint-Gengoul et plus précisément à son origine. Une tradition locale la fait remonter à un temple païen. Ce ne sont à coup sûr pas les quelques tuiles romaines ramassées dans les alentours, ni les impressionnants fragments de monuments funéraires antiques (dont deux gravés d'inscriptions latines) que le savant archéologue Alexandre Wiltheim put encore voir emmurés dans notre sanctuaire au 17^e siècle, qui en fourniraient la preuve. Il est plus probable que ces pierres sculptées „païennes”, incorporées à Merl comme ailleurs (p.ex.

à Hollerich) dans des édifices chrétiens, proviennent de sépultures aménagées à proximité d'opulentes villas gallo-romaines. Le ban de Merl et ses environs conservent d'ailleurs les substructions de plusieurs de ces fermes, p.ex. aux lieux-dits „Schass”, „Leischer”, „Burmecht” (alias: „Rout Zillen”) et „Plak”. Ce site p.ex., avec son légendaire „Heedebur” enfoui à présent, s'insère dans l'angle des routes de Longwy et de Strassen.

La dernière, dénommée autrefois „Stengege Wee”, descendait du „Kiem” à Strassen, croisait la route de Longwy, et – selon le cadastre napoléonien – biaisait ensuite vers l'actuelle rue de la Barrière. Ce prolongement d'un autre diverticule du „Kiem”, appelé „Laang Heck” – aujourd'hui rue des Aubépines – traversait le ruisseau par un gué pour rejoindre Hollerich sur la rive droite.

Au nord de sa jonction avec le „Stengege Wee”, se dresse une de ces demeures cossues de l'époque autrichienne. Elle vient d'être réaménagée en crèche municipale et fournit un exemple bien réussi de revitalisation de notre patrimoine architectural! Exposant au soleil de midi sa face antérieure, où se développent côte à côte logis, étable et grange, cette propriété s'appelait jadis „a Kreesch” (= Kréiesch). Peut-être qu'à l'origine elle était occupée par des potiers, dits Kréier ou Krier (une bonne douzaine d'autres maisons merloises parmi les 104 du registre paroissial du 19^e siècle trahissent une origine artisanale!). Selon ses ancres chiffrées, „a Kréiesch” avait été rénovée en 1775 par ses propriétaires Nicolas Braun et Anne Wersant. Une taque de foyer,

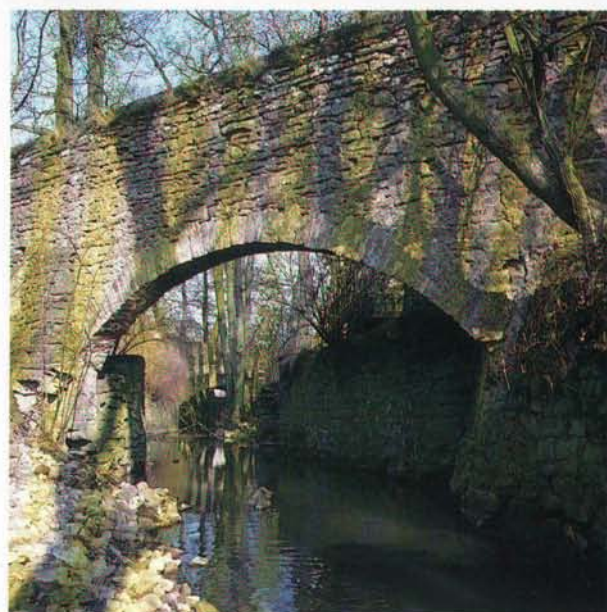
MERL A L'OMBRE DE SON CLOCHER



datée de 1789, y est conservée dans son placard: elle arbore – en latin! – les noms du couple, ainsi que celui de Madeleine, l'aînée – et finalement seule survivante – de six rejetons. Des armes parlantes, disposées en quinconce autour du charmant relief central (avec Sainte Anne, la Vierge et l'Enfant), montrent un fabricant de cruches (à droite) et un personnage maniant une plume ou un outil (à gauche). Nicolas Braun (d'abord tisserand, puis horloger) représente une de ces personnalités au tournant de deux époques. Durant un demi-siècle – jusqu'à sa mort en 1812 –, il joue son petit rôle politique: avant la Révolution, comme échevin et messenger (= „Botten”) de la seigneurie de Munster ainsi que de celle de Weiler-la-Tour; ensuite, comme premier maire élu de Merl sous le nouveau régime français. Que le conseil communal représente, à côté de son frère Matthias, la grande famille de notre maire – par des nœuds de cousinage et de parrainage – et que son gendre Nicolas Kohner lui succède dans cette fonction, semble normal (un détail amusant: lorsqu'en 1823 le régime hollandais supprimera l'autonomie de Merl au profit de Hollerich, Kohner tient à réclamer le solde dû à son beau-père pour la livraison à la commune d'une horloge destinée à la paroissiale de Merl, un quart de siècle plus tôt!)

Une tradition veut qu'„a Kréiesch” fut la maison-mère de cette demeure voisine à l'allure aristocratique dans son parc clôturé, faisant face – longue et harmonieuse – à la route de Longwy (n° 273). On y déchiffre comme dates de transformations majeures celles de 1742 et 1833, sans parler de la chapelle de 1760 qui chevauche la vétuste clôture en bordure de la route. Avant de passer dans les années 20

„A Schloss”, avec sa tour ardoisée au logis et son puits; à droite, le pavillon dans l'encoignure de la clôture, qui livre passage au ruisseau de Merl à deux endroits (photo au milieu de la page).

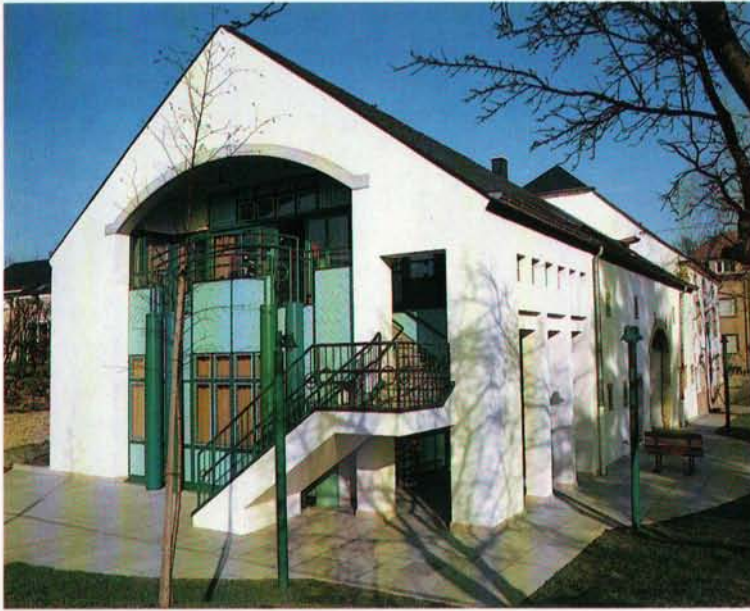


„A Kréiesch” avant la restauration (les ancrs „1775” ne sont guère visibles sous l'enduit).



„A Kréiesch” reconstruite en 1775 par Nicolas Braun et sa femme Anne Wersant; rénovée et réaménagée en crèche municipale par la Ville de Luxembourg (2, rue de la Barrière).

La belle taque de 1789, placée dans cette maison, et mentionnant le couple Braun-Wersant et la fille aînée: au centre Sainte Anne, la Vierge et l'Enfant, à droite 2 médaillons avec un potier (e „Kréier”), à gauche un „échevin”.



aux industriels Rischard, cette propriété s'appelait „a We(a)rsalls”, nom dérivé sans doute du patronyme Wersant.

Cette famille occupait en effet les lieux depuis la fin du 17^e siècle jusqu'à notre époque (par la descendance féminine). Est-ce la présence d'une taque fleur-de-lysée et datée de 1687 qui a contribué à perpétuer l'anecdote invraisemblable, selon laquelle Madame de Maintenon aurait été „dotée” de ce manoir lors de sa visite à Luxembourg, avec le Roi Soleil? Plus véridique semble celle – jusqu'à preuve du contraire – qui rapporte que le roi de Prusse Frédéric-Guillaume II y serait descendu lors de la retraite catastrophique de ses troupes en octobre 1792.

Quant au maréchal Créqui, lui aurait préféré – dit-on – d'établir son quartier général en 1684 dans un autre manoir merlois, appelé encore de nos jours „a Schlass”. Cette ferme – exploitée dès le 18^e siècle par des Niederkorn –, avec son enfilade de logis, étables et granges, sa tour latérale à colombier et son puits couvert, vous la trouverez au-delà du pont, sur le chemin de Leudelange (cette ancienne bifurcation du „Stengege Wee” qui contournait l'église). Une haute muraille enferme la propriété, livrant deux fois passage au ruisseau dans une encoignure qui est coiffée d'un coquet pavillon.

Un îlot de paix rustique qui fait rêver ce Merlois promu citadin, mais fatigué du tintamarre des automobiles dans certaines rues! Voilà une invitation pour lui à s'engager dans ce vallon ombragé d'arbres séculaires qui, le long du ruisseau, remonte jusqu'à Helfent, à travers „Foschttempel”, „Jarjangs”, „Kiisgen” et „Millen”! Ce dernier lieu-dit rappelle

Maison „a Selesch” (= cordier), dans la rue de Merl (n° 184).



l'emplacement du moulin banal qui dépendait, avec le „Hansenshaff” avoisinant, de la seigneurie de Münster. Celle-ci y exerçait d'ailleurs aussi son droit de pêche: „von oben ahn der mullen, wie die marken außweisen, bis herunder bey der kirchen steych”, lit-on en 1631.

Mais à quoi bon ces privilèges? se demandera le Merlois d'aujourd'hui, face à un filet d'eau pollué. Alors que les vieux, eux, se souviennent de la pêche aux écrevisses, du lavoir et de l'abreuvoir près du pont (reconstruit vers 1811, rénové en 1904 e.a.)! Ils nous transmettent également une vague souvenance du gibet dressé au „Gaalgebierg” et du „Kiirche-

pad” (qui, au confluent des ruisseaux de Merl et de Cessange, butait sur un passage difficile) ou, plus proche de nous, le souvenir des manifestations de Buffalo-Bill, d'aéronautique ou de patinage qui se déroulaient à la belle époque au „Geesseknepchen” ou dans les „Märeler Wisen”, là où à présent se tient le rallye quotidien de l'automobile.

Et dire qu'en 1913 le conseil communal de Hollerich eut la „prévoyance” de limiter la vitesse de ces engins à 15 km par heure à l'intérieur de ses localités!

Gérard Thill

Ein neuer Stadtteil in den Merler Wiesen

Ich habe den schönsten Nachhauseweg, den ein Städter haben kann.

Ich gehe gradenwegs in den Himmel hinein, zwischen zwei Reihen alter Kastanienbäume, die im Sommer einen langen, grünen Tunnel bilden. Hinter der Tunnelöffnung leuchtet der Westhimmel. Über das „Geißknäppchen“ kriegerischen Andenkens, über die Leudelinger Wälder, über den Zolverknapp hinweg geht die Richtung zielgerade in den Himmel. Manchmal steht um diese Zeit am Spätnachmittag die Sonne dort über den Wäldern so unwahrscheinlich riesengroß, daß man an eine Weltkatastrophe glauben möchte.

Übrigens hat man die Wahl. Mittags fahren draußen durch die Landschaft die Züge nach Brüssel und Paris, weiße Rauchraupen quellen vorwärts – wenn Sie also lieber nach Paris und Brüssel träumen, statt gradenwegs in den Himmel, es steht Ihnen frei.

Ich habe schon oft hier darüber geklagt, daß ein altes Städtebild nach dem andern verschwindet, ohne eine Spur zu hinterlassen. Man sollte doch endlich jeden, der ein Haus neu- oder umbaut, dazu verpflichten, daß er vorher von dem Ortbfund eine Aufnahme machen läßt und in das städtische Archiv abliefern, das hierfür freilich erst angelegt werden müßte.



Jetzt geht's mir selbst an den Kragen, mein himmlischer Nachhauseweg wird bald gelebt haben. Bald wird sich vor die Aussicht auf Feld und Wald und Wiesen, auf Geißknäppchen, Leudelingen, Zolverknapp, auf die quellenden Rauchraupen, die wie mit Lockfingern in die Ferne winken, auf den Dromedarbuckel des Zolverknapp – bald wird sich vor dieses ganze Schaufenster der Freiheit eine Kulisse von Häusern und Villen schieben. Der geheimnisvolle Zug nach Westen, der Zug Christoph Columbus' und der Zug der Sonne tut draußen auf einmal wieder einen Satz, wie in den Jahren nach der Schleifung der Festung, wo das ganze Viertel westlich vom Stadtpark aus dem Boden schoß. Herr Achille Giorgetti

baut auf dem Terrain, das seinerzeit vom großherzoglichen Hof draußen an der Straße nach Hollerich veräußert worden war, einen ganzen Stadtteil. Im Oktober sah ich dort ein paar Leute in der Erde herumbuddeln, jetzt, nach drei Monaten, sehe ich sie an drei fertig gebauten Häusern die Dachstühle richten. Amerikanisches Tempo. Aber das ist nur ein leichter Auftakt. Quer durch das Gelände, in der Verlängerung der Maria-Theresienavenue legt Herr Giorgetti eine breite Straße, in die wieder andere von rechts und links münden werden. Und diese Straße entlang werden Häuser in die Höhe wachsen und das grüne Land draußen von uns abschließen. Da ist nichts zu wollen. In einer Aussicht können keine Familien wohnen, wir müssen Häuser bauen, und während um grüne Tische Kommissionen gewichtig und lang beraten, geht Herr Giorgetti hin und baut über Nacht Häuser.

Nur um eines möchte ich ihn bitten, solange es nicht zu spät ist: Er soll, wie ich eingangs vorgeschlagen habe, von der Aussicht, die er sicher ebenso liebgewonnen hat wie ich, eine Aufnahme machen lassen. Denn auch er wird sich freuen, nach langen Jahren, wenn die Merler Wiesen längst zu seinem Stadtviertel geworden sein werden, einen Blick auf dies Bild zu tun, das ihm die Aussicht zeigt, wie sie einstmalig war, als man von der Stadt hinaus noch gradenwegs in den Himmel zu wandern meinte.

Batty Weber
„Abreißkalender“
vom 8. Januar 1920



L'histoire de la Ville de Luxembourg à la lumière des timbres-poste

A l'occasion des fêtes du Millénaire de la Ville en 1963, l'Administration des Postes, Télégraphes et Téléphones avait émis une série de 11 timbres commémoratifs, illustrant chacun un site, un monument ou un objet caractéristique d'un siècle. Il nous a paru intéressant de placer ces différents sujets dans leur contexte historique afin d'évoquer au-delà de l'objet représenté les phases marquantes de l'histoire de la Ville de Luxembourg.

C'est montrer également que sous ce rapport le timbre-poste peut avoir en dehors de sa fonction proprement dite, celle d'être un document de souvenir historique et artistique.

Ce timbre en bleu foncé nous fait remonter au X^e siècle, donnant, à partir de la vallée de l'Alzette, une vue sur le rocher du Bock avec les vestiges du château fort de Sigefroi.

Ce comte Sigefroi, apparenté à la famille des Carolingiens, avait acquis en 963 – date contestée aujourd'hui – par un acte d'échange, fait avec l'abbaye Saint-Maximin de Trèves, ce rocher et ses alentours contre des territoires à Feulen.

La valeur stratégique de cet impressionnant rocher, situé au croisement des routes romaines Reims-Trèves et Metz-Saint-Vith et dominant la vallée de l'Alzette, ne fit aucun doute. Aussi, peu de temps après cette acquisition, Sigefroi fit-il détruire les restes de fortifications du nom de Lucilinburhuc, situées sur l'actuel Marché-aux-Poissons, pour ériger sur le plateau même en direction de l'est un château fort avec tour de guet, chapelle et écuries, construction qui reprit l'ancien nom de Lucilinburhuc et qui fut entourée d'une enceinte.



Bientôt des ouvriers et des artisans qui travaillaient sur ce chantier vinrent se fixer dans les environs formant ainsi la première population des faubourgs. Sigefroi est considéré comme le fondateur de la Ville de Luxembourg. Le rocher du Bock fut longtemps le centre du comté, puis du duché.



Un témoignage du XI^e siècle se trouve sur le timbre en gris foncé, jaune, brun et bleu qui représente les „Trois Tours”, véritable emblème de la Ville. Sa partie centrale date du deuxième mur d'enceinte, dont la construction remonte au XI^e siècle, selon quelques historiens même à une époque ultérieure. Ce qui est certain, c'est que le développement de la population et l'importance croissante du bourg rendirent nécessaire un élargissement de l'enceinte, permettant ainsi d'intégrer en une seule cité les quartiers commerciaux et administratifs avec la résidence du comte. La nouvelle enceinte s'orientait vers l'ouest (la ville haute actuelle), englobant une superficie d'à peu près 5 ha et comprenant 12 tours, avec 5 portes. Les 2 ailes latérales ne furent ajoutées que 200 ans plus tard, en guise de renforcement lors de la construction de la 3^e enceinte. Longtemps les Trois Tours servaient de prison à la ville.

Le timbre en rouge brun, représentatif pour le XII^e siècle, montre l'abbaye bénédictine „de Münster”, d'après un dessin du prieur Bertels.

C'est à l'année 1083 que remonte la fondation de cette abbaye par le comte Conrad I^{er}. Si celui-ci, désireux de se laver d'une excommunication, passe pour le fondateur, le père spirituel et l'organisateur en est son fils Rodolphe, abbé de Saint-Vanne près de Verdun et premier abbé de Münster. La nouvelle abbaye fut dédiée aux apôtres Pierre et Paul et généreusement dotée par le comte de territoires, dont la mise en valeur, selon la devise bénédictine: „ora et labora” attira dans la région des travailleurs et permit une amélioration matérielle des conditions de vie de la population.

Mais le monastère devint aussi rapidement un centre de vie religieuse et intellectuelle intense. Jusqu'à la Révolution française l'abbé d'Altmünster fit figure d'autorité religieuse de la Ville. Pendant 400 ans les moines détenaient le monopole scolaire. Leur école, qui attira de nombreux jeunes gens, non seulement de la Ville, mais aussi des environs, peut s'enorgueillir d'avoir formé par un solide enseignement déjà bilingue les élites intellectuelles de nos régions.

L'abbaye fut détruite en 1543 au cours des guerres entre Charles Quint et François I^{er}. Les moines s'établirent dans la ville basse du Grund, à „Neumünster”, où ils restèrent jusqu'en 1794.



L'HISTOIRE DE LA VILLE DE LUXEMBOURG A LA LUMIERE DES TIMBRES-POSTE

Ce très beau timbre en brun foncé, chamois, ocre et vert représente le grand sceau de la Ville, appendu à un acte de 1237. Il montre une tour de ville stylisée, ouverte et surmontée de trois créneaux avec cette inscription: „S(igillum) judicis et communitatis lucemburgensis”.



Ceci montre de façon convaincante que la Ville de Luxembourg, déjà avant la codification de ses droits et obligations par les lettres dites „d'affranchissement” de 1244, avait son sceau propre. Celui-ci fut en usage jusqu'en 1443, quand Philippe le Bon, lors de la prise de la Ville par ses troupes, le fit confisquer pour punir les bourgeois de leur résistance. Un sceau à la devise du duc de Bourgogne le remplaça jusqu'en 1480, quand Marguerite de Bourgogne et Maximilien d'Autriche restituèrent à la Ville son ancien sceau.

Son usage pourtant devait se perdre avec le temps, car en 1570 apparaît pour la première fois un document avec un écu au lion et aux burelles, lesquels avaient été les meubles du contre-sceau de Bourgogne, et dont la Ville se servait à l'avenir. Le gouvernement républicain révolutionnaire imposa un sceau où figura la „Déesse Raison”; celui de l'Empire fut meublé par l'aigle impériale couronnée. Sous le régime hollandais on revint aux anciens emblèmes. Le 10 novembre 1818 le „Hooge Raad van Adel” à La Haye confirma à la Ville ses armoiries et son sceau: „burellé de 10 pièces et un lion lampassé, armé et couronné, la queue fourchue et passée en sautoir”.

Ici il n'est pas sans intérêt de relever qu'il y a une vingtaine d'années des tentatives avaient été entreprises au niveau des autorités municipales afin de remplacer les armoiries actuelles aux meubles précités par ce qui avait été le premier sceau de la Ville, la tour crénelée, son symbole propre, signe de son autonomie interne, de sa „justice” et de sa position de place fortifiée. Non seulement le patrimoine historique de la Ville aurait été ainsi commémoré, d'autres avantages auraient

encore justifié le changement. Plus de confusion possible avec les armes de la Ville et celles d'autres localités du pays, voire de l'ancien Duché, surtout plus de confusion avec les armoiries nationales, les deux étant meublées de façon identique. Une autre considération aurait été d'ordre esthétique, la tour crénelée, sobre et dépouillée ne pourrait plus se prêter à des fantaisies héraldiques, souvent de mauvais goût, que l'on rencontre parfois chez ceux qui croient pouvoir se servir à leurs fins des armes de la Ville. Dans ce but, un groupe restreint de spécialistes avait été chargé d'élaborer des propositions conformes aux données de la science héraldique, en vue du remplacement des armes actuelles.

Mais cette tentative louable échoua devant l'attitude négative de la majorité du Collège échevinal qui mit en doute l'opportunité d'un échange du symbole du lion contre la tour crénelée.



Les „Tours du Rham”, que nous montre un timbre en vert sont des vestiges de la troisième enceinte, dont la construction remonte au XIV^e siècle. Le développement de la Ville haute et de la population de plus en plus dense des faubourgs avait rendu nécessaire une extension du mur d'enceinte. Les travaux avaient probablement déjà commencé sous Jean l'Aveugle, mais l'état lamentable des finances en avaient sans doute ralenti l'exécution. Ils ne furent terminés qu'à la fin du siècle, vers 1395 sous Wenceslas II. De là le nom de „mur de Wenceslas”, donné à ces constructions. Elles englobaient entre autres le plateau Altmünster et celui du Rham et sur une étendue d'à peu près 3 km comptaient un grand nombre de tours et de portes. En 1875, au cours du démantèlement de la forteresse le mur fut détruit, à l'exception de 6 tours dont celle aussi de la porte de Trèves qui restent ainsi pour les contemporains les témoins éloquentes des impressionnantes fortifications médiévales.



Un des trésors dont la Ville peut s'enorgueillir à juste titre est la statue de la „Vierge noire” dans l'église Saint-Jean de Grund; le timbre en noir, jaune, rouge et bleu nous la montre comme un témoignage de la création artistique du XIV^e siècle finissant. Longtemps cette statue, qui passait pour être miraculeuse, avait sa place dans le couvent des Franciscains au Knuedler; elle y fut invoquée sous le nom de „Dei Mater et Stella Coeli” ou après les affres de la Guerre de 30 ans même comme „Notre-Dame de la Paix”. Après la suppression du couvent des Franciscains par les autorités françaises en 1795, la statue fut cachée pendant un certain temps. Au début du 19^e siècle on la retrouve dans l'église Saint-Jean au Grund avec le maître autel et deux des autels latéraux du même couvent.

La statue, qui est sculptée dans du bois de noyer, accuse nettement l'influence de l'école de Cologne du temps des Parler, cette famille d'architectes et de sculpteurs dont l'activité sous les empereurs luxembourgeois s'étendait à toute l'Europe.

Les traits fins de la madone, son sourire discret, la tenue légèrement incurvée du corps, la souplesse des plis de son vêtement, l'attitude enjouée de l'enfant joufflu: autant d'éléments significatifs de l'élégance du style colonais. La coloration noire serait venue au cours des temps sous l'effet d'influences diverses.

Aujourd'hui on l'invoque sous le nom de „Schwarze Not-Muttergottes” et nombreux sont toujours les pèlerins qui viennent aux pieds de son autel chercher consolation et réconfort.

L'auteur tient à remercier M. Marcel Wietor, préposé de l'Office des timbres des P. & T., pour tous les renseignements nécessaires à la rédaction de cet article.
PT-OT/008.93



Le timbre en brun rougeâtre représente l'actuel Palais Grand-Ducal. Cet élégant édifice de style Renaissance date de la domination espagnole, dont l'influence se manifeste dans les fines décorations et les arabesques. Il fut érigé sous le gouverneur Pierre de Mansfeld de 1572-1573 pour remplacer l'ancien Hôtel de Ville détruit, comme d'ailleurs une bonne partie de la Ville, par l'explosion d'un dépôt de poudre en 1554. Le bailli de la Ville, Adam Roberti, fut chargé de l'exécution des travaux pour lesquels Mansfeld aurait même fait des avances sur sa fortune personnelle. C'est dans ce beau cadre aristocratique, qui d'ailleurs connut des agrandissements dans les siècles suivants, que le Magistrat tenait ses séances jusqu'à la deuxième domination française. La Ville fut prise par les Français en 1795, le duché de Luxembourg fit partie du «Département des Forêts» et l'Hôtel de Ville devint le «Palais de la Préfecture». Il devait le rester jusqu'en 1815, quand le Congrès de Vienne reconnut au Luxembourg son autonomie. Le gouvernement s'y installa et les députés y tenaient leurs séances jusqu'à la construction de la Chambre des Députés. A partir de 1841 le Roi Grand-Duc y descendait lors de ses séjours en ville.

Depuis 1890 l'ancien Hôtel de Ville sert de résidence urbaine à la Famille Grand-Ducale qui y a emménagé après que de grands travaux de réaménagement en eurent fait une réelle demeure princière.

La Citadelle du Saint-Esprit, telle que nous la montre le timbre en gris foncé, jaune, bleu et vert nous mène à la première domination française qui débuta avec la prise de la Ville par les troupes de Louis XIV en 1684. Sur ce plateau, dominant la vallée de l'Alzette, des religieuses, les Clarisses du Saint-Esprit avaient construit un couvent et s'y étaient adonnées à l'éducation des jeunes filles de la noblesse et plus tard aussi à celle de jeunes filles de la bourgeoisie.

A la suite des ravages causés par les bombardements, les Français se virent placés devant la nécessité de reconstruire la Ville et en même temps d'élargir et de

renforcer les fortifications, afin de faire de Luxembourg une place forte imprenable. Vauban, chargé de l'exécution de ces projets, conçut l'idée d'incorporer dans les fortifications le couvent et d'en faire la citadelle, le terrain s'y prêtant à merveille. Les Religieuses déménagèrent au Pfaffenthal dans des bâtiments nouvellement construits pour elles et qui servent aujourd'hui d'Hospice civil.

Sur le plateau Vauban fit construire deux grandes casernes, transformer en caserne également les anciens bâtiments du couvent, dont l'église devint un magasin, il renforça en outre considérablement les remparts et les bastions datant de l'époque espagnole. Des transformations furent entreprises au cours des siècles suivants, notamment par les Prussiens qui y érigèrent un hôpital militaire et un magasin à grains.

Récemment de grands travaux de réaménagement du plateau en ont changé l'aspect avec la démolition entre autres d'une des casernes de Vauban et du magasin à grains.

Aujourd'hui on y traverse une vaste place publique avec sa belle et gracieuse fontaine pour avoir accès au parking souterrain ou à l'ascenseur qui nous mène vers le faubourg du Grund.

Sur les hauteurs du «Kanounenhüwel» au milieu d'une riche verdure s'élève le Monument national de la Solidarité luxembourgeoise érigé en hommage aux victimes de la deuxième guerre mondiale.



C'est sous la domination autrichienne au 18^e siècle que fut construit le «Pont du Château», représenté sur le timbre en violet. Il était devenu nécessaire de remplacer l'ancien pont-levis en bois qui avait relié les bastions de la Ville haute avec les fortifications du Bock et dont l'entretien coûtait fort cher à la Ville.

Les travaux, commencés en 1735 sous les ordres du général de Beaufre, furent terminés en 1737. L'exécution en est une construction raffinée en grès rouge à dou-



ble étage, fort élégante grâce à la pureté des lignes et aux proportions harmonieuses des arcades et pilastres. Sous la grande arche de l'étage inférieur passe la principale communication entre les faubourgs du Grund et Pfaffenthal, le premier étage donne accès aux casemates, le deuxième en direction de Clausen et Neudorf ouvre la route de Trèves.

En 1933 un premier élargissement du tablier primitif eut lieu par l'adjonction de deux trottoirs latéraux.

Après avoir été privé de son droit de propriété sur l'«Hôtel de Ville» par les autorités françaises, la Municipalité était réduite pour de longues années à des installations de fortune avec tous les inconvénients que cela comportait. La construction d'un nouveau centre administratif était donc de première nécessité. D'un concours public d'architectes, ouvert en 1827, on retint le projet de l'architecte liégeois Justin Rémont. La pose de la première pierre eut lieu le 15 juillet 1830 sur un emplacement provenant de la démolition du couvent des Recollets. Les événements de la Révolution belge retardèrent quelque peu les travaux, de sorte que le transfert des services de la Ville n'eut lieu que le 19 octobre 1838 et que la première séance du Conseil de Régence s'y tint le 22 octobre de la même année. La belle façade, élégante de sobriété, est représentée sur un timbre en gris foncé, jaune, bleu et vert. Les deux majes-



La Ville de Luxembourg sur nos signes monétaires

tueux lions – œuvre du sculpteur Auguste Trémont – furent posés des deux côtés de l'escalier d'entrée en 1932 selon une idée initiale de l'architecte.

On peut dire que depuis son inauguration, l'Hôtel de Ville est indissolublement lié aux événements qui font l'histoire de notre cité, témoin qu'il fut de faits mémorables, d'épisodes glorieux qui ont laissé le peuple dans l'allégresse, mais témoins aussi des heures sombres, quand un destin tragique frappait le pays.



Le dernier timbre en bleu clair est consacré à des réalisations du XX^e siècle: le nouveau théâtre municipal et le pont Grande-Duchesse Charlotte avec au fond un des bâtiments du centre européen de Kirchberg. Ce n'est donc plus de bastions ou de fortins qu'il s'agit ici qui ont plutôt refermé la Ville sur elle-même, mais d'un temple des muses et d'un pont qui semble ouvrir la voie vers des destins nouveaux. Les deux réalisations, théâtre et pont, sont des créations destinées à commémorer le millénaire de la ville en 1963.

En 1959 la municipalité avait lancé un concours international d'architectes pour la construction d'un nouveau théâtre. Lauréat de ce concours fut l'architecte parisien Alain Bourbonnais, l'exécution selon sa conception fut confiée aux services de l'administration communale.

L'inauguration solennelle eut lieu le 15 avril 1964. Durant les 30 ans de son existence le théâtre n'a cessé d'être un centre de vie culturelle intense avec des représentations théâtrales, des concerts, des expositions et des réceptions souvent fastueuses.

Avec l'extension constante du centre européen au Kirchberg il devint inévitable de relier par un pont ce nouveau quartier à la Ville. La construction spectaculaire d'un pont „à béquilles”, lui aussi résultat d'un concours international, commença en 1962 et se termina par son inauguration le 24 octobre 1966. Du haut de ses 85 m, le spectateur peut admirer un panorama exceptionnel et riche en contrastes: le rocher millénaire de la Ville avec à ses pieds les vieux faubourgs, dominés par la ligne audacieuse et élégante d'un pont en acier.

Fanny Beck

Une des très nombreuses différences entre les signes monétaires luxembourgeois et les signes étrangers concerne la Ville de Luxembourg, capitale du Grand-Duché. On peut en effet constater qu'aucun autre pays au monde n'a si souvent représenté sa capitale sur ses billets de banque. La raison de ce record mondial? On peut la déceler peut-être dans le fait qu'au Luxembourg les billets de banque sont émis (du moins jusqu'en 1983, date de création de l'Institut Monétaire Luxembourgeois) par le Gouvernement, donc par une autorité politique, et non par une Banque Centrale, autorité technique en principe apolitique et distincte de l'Etat. Une autorité politique semble portée vers la représentation de la Ville de son siège alors qu'une autorité technique a plutôt tendance à puiser les thèmes de ses émissions dans le patrimoine culturel, artistique, littéraire, scientifique de son pays (sujets jamais employés pour garnir les billets luxembourgeois).

Si l'on analyse, même sommairement, les billets et les monnaies de notre pays consacrés à la Ville de Luxembourg, on découvre un certain nombre d'aspects intéressants et parfois aussi curieux.

Depuis qu'il existe du papier-monnaie luxembourgeois (1856), 60 billets différents ont été mis en circulation (13 par la Banque Internationale depuis 1856, 8 par la Banque Nationale du Grand-Duché de Luxembourg entre 1873 et 1881, 37 par l'Etat entre 1914 et 1983 et 2 par l'Institut Monétaire Luxembourgeois depuis 1983). Dans tout ce riche bouquet de billets, 12 ont un rapport direct et bien visible avec la Ville de Luxembourg (BIL: 3; BN: 0; Etat: 8; IML: 1).

Le premier de ces billets était en circulation de 1922 à 1925 sous forme d'une coupure de 10 F en 922.700 exemplaires. Les opinions des spécialistes en notaphilie ne concordent pas tout à fait sur la signification de son image: M. Romain Probst estime dans son „Catalogue illustré du Papier-Monnaie luxembourgeois” que ce beau billet de style Art Nouveau montre l'Eglise Saint-Michel, alors que M. Raymond Weiller, dans son ouvrage „125 ans de Papier-Monnaie luxembourgeois” indique qu'il s'agit d'un „bâtiment tourelé”. Donc: mystère? Certainement, et même mystère insoluble, puisque, curieusement, une description officielle de cette émission manque et les dossiers administratifs sur la production de ce billet (créé par le professeur de dessin J.-P. Curot et imprimé par la maison Mathias Huss de Luxembourg) somnolent quelque part dans les archives et n'ont pas encore été retrouvés.

Une belle vue sur la corniche de la Ville (avec, cette fois-ci de façon indubitable, l'église Saint-Michel) orne le billet de 100 F émis par la BIL en 1923 ainsi que les émissions identiques de 1930 et 1936. Ce qui surprend dans le graphisme de cette image est un avion (le seul jamais porté sur une coupure luxembourgeoise) qui survole la vallée de Clausen. Ce biplan sur billet de banque est un bel hommage aux temps modernes de l'époque (l'avion à double surface de sustentation fut mis au point au début du siècle).

Après ces deux pionniers de la série des billets sur la thématique „Ville de Luxembourg”, le sujet est bien entamé et revient à un rythme bien soutenu. Pour systématiser un peu les sujets des autres émissions, on peut dégager les thèmes généraux suivants.



20 F, 1926. Pour la première fois sur un billet: le Palais grand-ducal et la „Spuerkees” entourés d'une riche guirlande de roses.

Les ponts de la Ville de Luxembourg

On dit que sur le territoire de notre capitale pas moins d'une centaine de ponts traversent rivière, ruisseau, vallées. Le pont Adolphe, construit en 1908 par Paul Séjourné, tient le record avec 4 présences et ceci sans exception sur des billets de 100 F (émissions de 1934, 1944, 1970 et 1981) et comme sujet d'avant-plan. La Passerelle („Al Bréck“) suit de tout près dans ce peloton avec 3 représentations (billets de 1934, 1944 et 1981), mais située chaque fois un peu en retrait. Le billet le plus spectaculaire dans la série „Ponts“ est certainement le billet de 100 F de 1981 de la BIL: 4 ponts traversent, dans une belle composition graphique, le champ central du recto de ce billet. Le billet de 10 F de 1967 mérite notre attention particulière: le verso de ce billet tout en vert a comme sujet principal le Pont Rouge, ce qui amenait certains compères à dégainer leur stylo rouge pour rendre à ce pont sa couleur „authentique“. C'était malin: ces billets ainsi „corrigés“ ont dû être retirés de la circulation et leur remplacement coûtait très cher à l'Etat.



10 F, 1922. En haut à gauche: l'église Saint-Michel

Le Palais grand-ducal

Ce beau bâtiment de style renaissance, construit en plusieurs étapes à partir de 1572-73 sur ordre de Pierre-Ernest de Mansfeld, devenu Palais grand-ducal en 1890, figurait pour la première fois sur un bon de caisse de 20 F en 1926. Pas en entier, seulement l'ancien Hôtel de Ville, la partie gauche entre les tours, et le tout dans une minuscule vignette de 18 x 25 mm sur le côté droit du recto de ce billet de 150 x 78 mm. Pour une vue plus grande (72 x 40 mm) et aussi plus générale, montrant le Palais et la rue du Marché-aux-Herbes dans toute sa largeur avec des passants, avec les maisons situées en face et même les rails du bon vieux „Tram“ (il doit s'agir du „Päerdstram“ vu qu'il n'y a pas de caténaires sur l'image du billet; la vue ayant servi de modèle a donc dû être prise avant 1908), il faut attendre le billet de 50 F de 1933. Après 1933, il faut patienter presque un demi-siècle pour revoir le Palais sur un billet de banque: en 1980, l'Etat émet un billet de 100 F (repris en 1986 par l'Institut Monétaire Luxembourgeois) avec un dessin de la façade du Palais qui couvre la moitié de cette coupure de 142 x 76 mm. Le Palais „grandit“ donc à travers les émissions successives, mais il faut remarquer aussi que la valeur des billets grandit à son tour (20 F, 50 F, 100 F), inflation non comprise.

LA VILLE DE LUXEMBOURG SUR NOS SIGNES MONÉTAIRES

La „Spuerkees”

Le siège de la Banque et Caisse d'Epargne de l'Etat a eu, comme le Palais grand-ducal, quatre fois les honneurs d'une reproduction sur billet et il entre dans la galerie des tableaux monétaires, encore une fois comme le Palais, avec le billet de 20 F de 1926. Peu après, la „Spuerkees” passe sur un des plus grands billets de l'histoire du papier-monnaie grand-ducal: le billet de 100 F de 1934 (sur le verso en vert et en allemand) réémis en 1944 (mais verso en rouge et en luxembourgeois). La couleur de la Caisse d'Epargne reste rouge pour sa dernière apparition monétaire: le 100 F de 1970, qui reprend une photographie de Gérard Lucien avec une fidélité telle que le billet laisse parfaitement reconnaître la marque des voitures qui circulent sur le pont Adolphe. Pourquoi cet engouement pour le bâtiment de la Caisse d'Epargne? Certainement à cause de son imposante architecture. Mais il faut savoir aussi que depuis 1914 le directeur de cette institution est en même temps directeur de la



Caisse Générale de l'Etat, logée dans les locaux de la „Spuerkees” et chargée de l'émission des signes monétaires luxembourgeois. En cette qualité, il signait nos anciens billets et s'occupait également de

leur création; il n'est pas exclu qu'il pensait à „son” bâtiment quand il réfléchissait sur le graphisme d'une nouvelle émission.

La Ville illuminée

La coupure de 100 F de 1980, précurseur du billet de même valeur actuellement en circulation, est remarquable. Il



montre une vue stylisée de la Vieille Ville avec une partie des impressionnantes fortifications que le maréchal Vauban fit construire entre 1684 et 1688 sous Louis XIV. Ce beau dessin de la plume de Lex et Pit Weyer cache une hallucinante technique utilisée souvent en imprimerie de sécurité comme protection contre les falsifications: certaines parties du billet sont imprimées en encre fluorescente. Invisible à la lumière naturelle, la fluorescence, sous une lampe ultraviolette, plonge le dessin dans une illumination féérique. Ainsi, ce billet a l'étonnante faculté de montrer la Ville Haute à la fois le jour et, au moyen d'un petit raffinement technique, également la nuit.

Luxembourg, Ville des Roses

La jadis très florissante „industrie” de la culture des roses à Luxembourg reçut ses hommages notaphiliques sur trois des premiers billets de la série „Ville de Luxembourg” (10 F de 1922, 20 F de 1926 et 50 F de 1933). L'art et la maîtrise des jardiniers de Luxembourg (fixés notamment à Limpertsberg, mais également dans certains faubourgs), reconnus à l'étranger jusqu'à la cour du tzar de Russie dont le jardin des roses à Saint-Petersbourg fut aménagé avec des plantes d'origine luxembourgeoise, furent symbolisés sur ces billets par de riches guirlandes de roses. Cet ornement floral, bien dans le style de l'époque des années 20 de notre siècle, ne sera plus repris sur d'autres coupures, mais en 1949 deux branches de rosier ornent la pièce de monnaie métallique de 5 francs, discrète réminiscence d'un grand passé lointain.



100 F, 1968. Vue stylisée de la Ville haute



La Ville en métal

Si la moisson est riche et abondante sur le papier-monnaie, elle l'est beaucoup moins dans le domaine de la pièce de monnaie métallique. Cette minuscule surface ronde d'un diamètre de quelques 20 à 30 mm n'est évidemment que très difficilement apte à accueillir une image complexe. Une seule monnaie a été vouée à la représentation de la Ville: pas n'importe quelle monnaie, mais une pièce commémorative en argent de 250 F émise en 1963 à l'occasion des festivités du millénaire de la Ville. Au revers de cette très belle pièce est gravée une vue aérienne de l'enceinte et du château de „LVCI-

LINBVRHVC”, désignation inscrite dans une banderole en beaux caractères d'écriture romane (pris de la Charte de 963 par laquelle le comte Sigefroi a échangé ses propriétés de Feulen contre le Bockfels: „castellum quod dicitur Lucilinburch”). Cette pièce est d'ailleurs la seule monnaie grand-ducale dont le texte n'est ni en français, ni en luxembourgeois, mais entièrement en latin classique: „963-1963, CAROLA MAGNA DVCISSA FELICITER REGNANTE” dans le texte circulaire extérieur et „CIVITAS LVXEMBOGENSIS MILLESIMVM OVANS EXPLET

ANNVM” dans le texte circulaire intérieur („963-1963, Durant le règne heureux de la Grande-Duchesse Charlotte, le peuple luxembourgeois a accompli en triomphe la millième année de son existence”). Avec une valeur faciale de 250 F, elle est en même temps la pièce grand-ducale avec la plus haute valeur jamais frappée. Son tirage est faible (11.500 exemplaires en frappe normale, 8.500 exemplaires en frappe patinée), ce qui explique son prix relativement élevé sur le marché des collectionneurs.

Une prestigieuse collection

Ainsi se termine notre petit tour d'horizon sur l'intéressante thématique „La Ville de Luxembourg sur nos signes monétaires”. Avec ce captivant florilège de billets de banque, auxquels s'ajoute une monnaie en argent très réussie, on peut constituer une belle collection numismatique qui ne manque certaine-

ment pas d'attrait et qui nous montre un peu certains des points cardinaux de notre Ville. Espérons qu'avec l'introduction de la monnaie européenne unique nous garderons la possibilité de continuer cette riche tradition de notre papier-monnaie national.

René Link



100 F, 1923. La Corniche avec un biplan.

De Poutty Stein an d'Lëtzebuerger

„Staark am Soff,
mä soss nët ureg”

Virun zwee Joër huet Lëtzebuerg den 100. Doudesdag vun „eistem” Dicks begaangen. Dëst Joër wir et eigentlech ubruecht, fir iwwer „eise” Lentz ze schwetzen, well dëst Joër – genee den 8. September – as hien 100 Joër dout. ’T gët awer rose wéineg, op d’mannst fir den Ablack nach, un dee Joresdag geduecht. Amplaz gët iwvert de Poutty Stein geschwat, mä weder säi Gebuurtsjoër (1888), nach säi Stierfjoër (1955) sin dorunner Schold.

Da’s am Ablack eenzeg an eleng dem Guy Schons ze verdanken, deen sech dem Wierk vum Poutty Stein ugeholl huet, hien op séngen Owender nees opliewen deet an eis och iwwer CD eng Kuelebootsch „Poutty Stein” zervéiert.

A wann een an engem Sall oder iwwer Plack déi Saachen héiert, da mierkt dee Leschten, datt do villes drënner as, wat hien „eigentlech nach ëmmer” kannt huet, och wann et him lo réischt opgeet, datt do eben de Poutty Stein derhannert stécht. ’T gët him bewosst, datt op d’mannst eng hallef Dosen där Liddercher am a mam Vollek verwuurzelt sin; eppes, wat bis haut eigentlech nëmme vum Dicks, vum Lentz, vläicht nach vum Willy Goergen oder, aus neitster Zäit, vum Fernand Wark séngen Texter ze behaapten as.

Iwwer de Poutty Stein selwer as muenches, mä nët allzevill bekannt, dat mierkt ee schon un deene puer Schrëften, déi iwwer hie virleien, a wou ee séier gesäit, datt d’Ver-



faasser der Rei no schéi propper ëmmer nees dat ofgeschriwwen hun, wat en anere scho virun hinne geschriwwen hat. Dat as zu Lëtzebuerg wuel näischt Apaartes, mä beim Poutty Stein fällt et alt eng Kéier méi op.

Nozeliesen as also, datt den Ernest-Pierre Stein de 16. Abrëll 1888 zu Colmarbierg op d’Welt koum an den 23. Dezember 1955, zwee Joër no sénger Pensioun, gestuerwen as, datt hie Forstwirtschaft stodéiert hat (säi Papp war zu Colmarbierg Fieschter bei Grand-Ducs), mä geschwënn am ARBED-Gebai an der Neier Avenue gelant as, wou en dann och blouf. Hie blouf och Jonggesell.

Ze liesen as och, datt de Poutty Stein als lëschtge Brudder a grad sou spaasseger Gesellschaft war, wou hie mat sénger dréchener Schlagfäerdegket, séngem Humouer, mä besonnesch mat séngen Texter a Liddercher gâr gesi gouf.

Scho manner ze liesen as, wat dat fir e Milieu war, och wann een et haut nach liicht rausfënt. Wann hien als Begrënner, Virbereeder, Pionéier vun der lëtzebuerger Satir, vum Kabaret gëlt, da muss een nët nëmme wëssen, datt hien sech beim franséische „chanson”, am Paräisser „cabaret” inspiréiert huet, mä virun allem, firwat a fir wien hie séng Lidder geschriwwen huet.



Dessin:
A. Trémont

’T as gewosst, séng bescht Texter si ronderem den I. Weltkrieg entstanden, zu enger Zäit, wou an der lëtzebuerger Literatur (no den dräi Nationaldichter Dicks-Lentz-Rodange) nët allzevill lass war. Wien déizäit geschriwwen huet, huet wéi déi geschriwwen, besonnesch wéi de national- a scholleséilege Lentze Méchel.

Datt do dem Poutty Stein séng frech, couragéiert an dach spaasseg Saachen ageschloën hu wéi eng Bomm (’t gouf jo nach kee Radio), louch op der Hand.

’T muss een awer och son, de Poutty Stein war kee „Lénksen“, kee sozial-engagéierte „Liedermacher“, wéi een haut géif son. Séng Klientell an zugläich säin Affär war d’biergerlech Gesellschaft, an där hien sech och opgehalen huet. „D’Lidd vum aarme Jhang“ schéngt dobäi säin „engagéiertst“ Liddchen ze sin, mä par konter kann een säi Lidd „Vu Paräis erëm“ (en zweedeitegen Text, an deem de Poutty Stein d’Zweedeitegheet gutt verstoppt, an deen dofir och kaum als dat erkannt gët, wat en as) als regelrechten Affront géint d’Meedercher ophuelen, déi an deenen Zäiten fir batter Suën am Déngscht geschafft hun.

Hie war e Liberalen. Eleng déi „literaresch“ Kreesser wéi „d’Mansarde“ oder spéider „d’MaNaCa“ (Manufacture Nationale de Cantates) zeechnen de Milieu. Kreesser, déi sech virun allem selwer, mat hiren an iwwer hir egen Texter oder Melodien ameséiert hun; op Härenowenter, Juegdgesellschaften asw. Datt Liddercher vun deenen, besonnesch déi vum Poutty Stein, duerno ënnert d’Vollek koumen, as nët verwonnerlech, mä ’t war nët hiren éischten Zweck.

De Bewäis dofir as scho leng deen, datt de Poutty Stein zu Liefzäiten ni eng Sammlong vu sänge Saache rausgin huet (am Géigendeel vun anere „Mansarde“-s-Gesellen, wéi de Max Duchscher an de Sepp Thill, déi 1948 mat hire „Gesabbel Wierker“ rauskoumen; dat geschouch réischt durch Frënn vun him no séngem Dout („Dem Poutty Stein séng bescht Liddercher“, 1959). Et ware Saachen, fir den Ablack a fir nozelauschteren; nët onbedéngt fir ze liesen.

Am „Abreißkalenner“ vum 1. Juli 1933 schreift de Batty Weber, deen och ee vun der „Mansarde“ war: „Ist der Pamphletist ein guter Kerl und im Grunde ein Dichter, so werden seine Pamphlete zu Liedern, und hat er ein Herz im Leib, so singt er auch von der Liebe, aber mit der leisen Skepsis und Satyr und Ironie, zu denen ihn seine Zeit erzogen hat.“



„Im Grunde ein Dichter“, dat as z’ënnerschreiwen, a méi wéi een Text, besonnesch ënnert deene méi besënnlechen, weisen dat och aus. Mä genee do as dann de Broch mat Lentz & Co. nët sou staark ze spieren, wéi wann en sech bei „Neen, déi Schnëss“, „De schéine Poli“, dem „Nationalmarsch“, „Dem Wirsch séng Wueden“ ameséiert oder „d’Quisel“ optriede léisst (déi beleet, datt hien eng schéi Portioun Antiklerikalismus an sech hat, dee séngersäits mat Schold drun as, datt bestëmmte Leit zu sänge Liefzäiten an och duerno keng Notiz vun him geholl hun).

Wou läit um Enn dem Poutty Stein säi Verdéngscht? Wéi gesot, hien huet mat sänge labbere Versen eis Sprooch an doduurch indirekt och eis nach kleesper Literatur „opperappt“. Dat stellt hien iwwer-zeg Epigonen, déi aus dem romantesche Kitsch vum viregte Jorhonnert nët rauskoumen oder nët rauskomme wollten. (Sou wéi, 70 Joër méi spéit, ee wéi den Treinens Misch dat mat der Sprooch vun haut duurchzitt.)

Streng literaresch geholl, sin séng Saache séier gesift. Do si wéineg Texter derbäi, déi wirklech droën. Schon zu senger Zäit (mer brauchen do nëmmen un den Auguste Liesch ze denken), no him, a besonnesch nom Zweete Weltkrieg, hun, reng hand-

wierklech gesinn, eng Parti Leit dat besser gemaach. D’Sprooch, d’Literatur, bleiwe jo nët stoën, an op gegossene Fëllelementer as ëmmer gutt opbauen.

Virzwerfen as dem Poutty Stein, datt d’Problemer vu senger Zäit, an där gouf et jo awer eng Mass (wéi schon deemools beim Dicks), laanscht de Schreier gelaf sin. De Poutty Stein hat de Lëtzebuerger Charakter an och eng bestëmmte Gesellschaft schaarf duurchkuckt; dat war gutt an ’t huet bestëmmt verdäiwelt Freed gemaach. Aner Facette vum Liewe vun deemools, dat fir vill nach laang kee schéint war, huet e kaum beliicht, an doduurch deenen, déi dodru Schold waren, och kaum en Hoër gekrëmmt.

Firwat nët? Bestëmmt nët aus Feighet, well där war hie keen, dat huet e mat méi wéi engem Text bewisen. Hun déi wirklech Suergen vum (klenge) Vollek hien nët intreséiert? Dat passt nët zu him. Huet en se nët kannt, well en nët an deem Milieu gelieft a geschafft huet?

Dat sin déi eigentlech Froën, déi sech haut iwwer de Poutty Stein ze stelle sin. Op si gët et fir den Ablack nach keng seriös Äntwert.

josy braun



A. Trémont



Une ménagerie dans la ville

Auguste Trémont aimait à se faire photographe, représenter plus tard, ainsi dans la publication de Georges Schmitt, avec tel tableau qui lui fut particulièrement cher, le portrait d'un gamin de Paris peint vers 1920. Gavroche, s'il s'est assagi depuis le temps des barricades, n'a rien perdu de sa gouaille, les mains dans les poches, le regard droit, bien d'aplomb dans ses bottines, dirai-je qu'il s'est juste un peu embourgeoisé.

Il n'est sans doute pas de gamin de Luxembourg qui ne se soit hissé un jour, avec sa propre agilité, ou avec l'aide d'une main adulte, sur l'un des lions majestueux, mais si placides dans leur force, si figés dans leur marche, qui encadrent l'escalier d'accès à l'hôtel de ville. Chevaucher un félin? Bien sûr qu'il ne connaissait pas alors le nom du sculpteur, il ne se souciait pas non plus de l'exécution artistique des grands fauves, de leur monumentalité symbolique. Avaient-ils seulement un air différent de ses animaux en peluche?

Il existe dans telles villes (Bruxelles, Vienne) des circuits où les touristes sont initiés à l'art, à l'histoire, thématiquement, chronologiquement. Facile d'imaginer pareil parcours à travers la capitale, sur les traces coulées dans le bronze, ciselées ou taillées dans la pierre, d'Auguste Trémont. Et que de postures à découvrir pour les innombrables lions, guépards, panthères, léopards, tigres, avec leurs masses de muscles; que d'attitudes pour les chimpanzés, que d'allures pour les cervidés. Un art de la vérité. C'est que Trémont, comme Rilke, a saisi sa panthère tournant en marchant, dans l'ivresse des barreaux de sa cage au jardin des plantes.

Les lions sont assis, ou couchés, protégeant de leurs pattes les écussons, à l'entrée de la crypte de la cathédrale; ailleurs, le roi des animaux s'est mis à rugir, il s'agit de commémorer les héros morts pendant la guerre. Pour la conquête des



espaces au nom de RTL, il lui a poussé des ailes; enfin, pour un juteux avenir financier, il continue à marcher au nom de la BCEE.

Pour l'accord avec l'architecture, voyez les décors de l'entrée du bâtiment Accinauto (actuellement en rénovation pour les P&T), ou la façade d'un immeuble rue Aldringen, de bas en haut, scènes de zoo et de jungle, sous les griffes et l'œil hautain d'oiseaux de proie.

C'est toute une ménagerie à travers la ville répartie, un univers, si l'on fait avec Georges Schmitt le compte du programme iconographique des travaux d'agrandissement (dans les années trente) de la cathédrale: une centaine de représentations de la figure humaine, une cinquan-

taine d'animaux, toutes sortes de décors végétaux. Et l'automobiliste passera sur tel boulevard, devant un petit Hercule qui saisit un serpent, où le dramatisme mythique a cédé la place à de l'enjouement.

Né en 1892, Auguste Trémont est resté attaché au long de sa vie à une conception de l'art, disons pour simplifier traditionnelle, classique. Qui veut qu'il soit le prolongement de la nature, son parachèvement patient. Nul besoin dès lors de se poser la question, elle perd son sens, si Trémont est artiste ou (seule-

ment) artisan. C'est tout un (avec ces prémisses). Bien que vivant et travaillant à Paris, dans un espace et dans un temps donc où se sont succédé cubisme et surréalisme, où l'abstraction a surgi dans l'ouverture de la modernité, Trémont n'en a eu cure. Pour rester dans la sculpture, Pompon lissera entre-temps son oïe pour aller vers une vérité autre, avant que Brancusi n'aboutisse à l'épure extrême.

En 1956, à la biennale de Venise, le Luxembourg présentait sept bronzes d'animaux. C'était l'année de la mort dans un accident d'automobile de Jackson Pollock.

Lucien Kayser



Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Plantin (Rue Christophe)

Sie verbindet in der Industriezone Gasperich die Route d'Esch mit der Rue François Hogenberg.

Christophe Plantin war ein französisch-niederländischer Verleger, ein Meister seines Fachs. 1514 wurde er in Saint-Avertin bei Tours geboren und starb 1589 in Antwerpen. Als Besitzer mehrerer hervorragend ausgestatteter Druckereien war er Verleger und Herausgeber klassischer, wissenschaftlicher und religiöser Werke, so z.B. der achtbändigen *Biblia regia* oder *poliglotta* (1569-1573).

Der Florentiner Guicciardini gab in seinem Verlag den ersten Reiseführer der Niederlande heraus (1567). Auch veröffentlichte Guicciardini bei ihm seinen Atlas, in dem zum ersten Male der Plan von Luxemburg vorkam, der bei uns als Plan von Guicciardini bekannt ist und von einem Kupferstecher nach dem Plan von Deventer gestochen wurde.



Plébiscite (Rue du)

Die Straße, die ihren Namen durch einen Gemeinderatsbeschluß vom 29. Dezember 1945 erhielt, führt am Square des Martyrs vorbei und verbindet die Avenue de la Liberté mit der Rue Sainte-Zithe (Bahnhof).

Sie trägt das Datum des 10. Oktober 1941, des Tages der vom Chef der Zivilverwaltung, Gauleiter Gustav Simon, angesetzten Volksbefragung. Nachdem dieser ein Jahr lang durch eine Reihe von Erlassen und Verfügungen zutiefst in alle Bereiche des Lebens eingegriffen hatte, glaubte er nun die Zeit gekommen, um von der gesamten Bevölkerung ein unzweideutiges, schriftliches Bekenntnis zu Deutschland erwarten zu können; damit sollte sein „Aufbauwerk“ in unserm Land gekrönt und eine Annexion auf legalem Wege vorbereitet werden. Für den 10. Oktober 1941 war eine Personenbestandsaufnahme angesagt, bei der die Fragen nach der Staatsangehörigkeit, dem Volkstum und der Sprache mit einem dreifachen „deutsch“ zu beantworten waren. Trotz intensiver Propaganda, die die Bevölkerung unter Druck setzte, trotz Drohungen und Täuschungsmanövern wurde der Versuch für den Gauleiter zu einem totalen Fehlschlag. Eine Stichprobe hatte nämlich kurz zuvor bei den Befragten eine überraschende Mehrheit für ein dreifaches „lëtzebuergesch“ ergeben, so daß der Gauleiter kurzerhand beschloß, die Volksbefragung abzusagen.

Dieser taktische Rückzieher Simons verhinderte jedoch nicht, daß lange und schmerzvolle Jahre der Unterdrückung und Knechtung über das Luxemburger Volk hereinbrechen sollten, ganz zu schweigen von dem Blutzoll, den es zu entrichten hatte durch die Zwangsrekrutierung der Luxemburger Jugend in die deutsche Wehrmacht.

Die Nachricht vom passiven Widerstand eines kleinen Volkes war über die Grenzen des Landes hinaus gedrungen und hatte den Beweis erbracht, daß der Luxemburger, aller Gewalt zum Trotz, an der Treue zu seinem Land, zu seiner nationalen Tradition und Unabhängigkeit festhielt.

Der 10. Oktober ist bis heute der Tag des nationalen Gedenkens geblieben, der „commémoration nationale“.

Poincaré (Rue Raymond)

Diese Straße, die während der deutschen Besatzungszeit den Namen „Im Rosengärtchen“ trug, liegt zwischen dem Boulevard Pierre Dupong und der Rue Emile Lavandier (Belair).

Sie ist benannt nach dem französischen Staatsmann Raymond Poincaré, der 1860 in Bar-le-Duc in eine Großbürgerfamilie hineingeboren wurde. Nach



dem Studium der Rechte stellte er seine hervorragenden intellektuellen Fähigkeiten in den Dienst der Politik; mit 27 Jahren war er bereits Abgeordneter des „Département de la Meuse“, später, von 1893 bis 1906, bekleidete er verschiedene Ministerposten.

Von 1912-1913 stand er an der Spitze eines Kabinetts der „Nationalen Union“, in dem er sich auch das Außenministerium gesichert hatte. Es war ihm daran gelegen, gegenüber der bedrohlichen Machtentfaltung Deutschlands, die französisch-britischen und die französisch-russischen Beziehungen zu stärken.

Als Präsident der französischen Republik von 1913-1920 wurde er durch seine moralische Integrität und durch seinen mutigen Patriotismus zum Symbol der nationalen Einheit und des militärischen Durchhaltewillens.

Er führte 1920 den Vorsitz der Reparationskommission, in der er auf eine kompromißlose Erfüllung des Versailler Vertrages drängte.

Erneut Ministerpräsident und Außenminister von 1922-1924, war er es auch, der 1923 die Besetzung des Ruhrgebietes durchsetzen ließ; er mußte sich aber doch dem Dawes-Plan beugen, der die Rückzahlungen Deutschlands stundete. Nach dem finanziellen Scheitern des „Cartel des Gauches“ 1926 wurde Poincaré erneut an die Macht berufen.

Als Ministerpräsident und Finanzminister gelang es ihm, den Staatshaushalt zu sanieren und die Währung des Franc zu festigen.

Eine Krankheit zwang ihn 1929 zum Rücktritt, zu einem Zeitpunkt, da die Wirtschaftskrise über Europa hereinbrach und auch in Frankreich eine Periode politischer Unruhen und Wirren hervorrief.

Raymond Poincaré starb 1934 in Paris.

Thierry



„... Alors, pendant le mois et demi que dure le tournage, je suis tout simplement ce personnage de film, je vis ma vie comme un film.”

*„Three shake-a-leg steps to heaven”
de Andy Bausch*

Depuis le milieu des années quatre-vingts, pour qui a suivi attentivement l'éclosion du théâtre et du cinéma luxembourgeois, une question s'est posée chaque fois que l'on voyait apparaître sur l'écran ou sur les planches un jeune acteur échevelé, torturé, plein de fougue et d'énergie à peine maîtrisée, qui semblait venu d'ailleurs, sorti tout droit de la rue des mauvais garçons: comment se faisait-il que dans un pays si calme, si prosaïque, si sage somme toute comme le nôtre, dans ce pays de juste milieu apparaisse un jour un personnage aussi extrême qui exprime, par sa vie comme par son art, la négation même de ce juste milieu luxembourgeois?

Car, si Thierry Van Werveke est Luxembourgeois, il est aussi et surtout acteur de cinéma et de théâtre dans divers pays européens, donc cosmopolite. Et s'il est d'origine bourgeoise, il est aussi en rupture de ban depuis son adolescence, et ce qui m'a toujours fasciné en lui, vu de loin, c'est qu'il est atypique non seulement par rapport au Luxembourgeois moyen, mais aussi par rapport à tous ceux que l'on a vu monter sur des planches dans notre pays ces dernières années. On retrouve en lui ce fonds populaire, spontané et parfois abrupt, cette absence de rondeur et de mondanité que donnent l'éducation et la culture avec un grand C, il est cet écorché vif dont le confort et l'aisance de l'âge n'ont pas encore raboté les angles.

Thierry Van Werveke est né en 1958, à Genève où son père, diplomate, était en poste. Il y a fréquenté l'école primaire jusqu'à l'âge de dix ans, avec comme langue maternelle le français. Il a passé ensuite quatre années à Vienne, et il en garde un joli accent autrichien dont il a de la peine à se défaire quand il parle allemand dans ses

films. Rentré à Luxembourg à l'âge de quatorze ans, il fréquente le lycée, s'y voit traité d'étranger par ses condisciples luxembourgeois puisqu'il baragouine avec peine le luxembourgeois, puis apprend la photographie, la sculpture et la peinture à l'école des Beaux-Arts.

Dès l'âge de dix-huit ans, voilà que tout bascule. Il s'en va tout simplement, rompt les amarres avec la famille et le milieu confortable qui était le sien jusque là. Descende aux enfers voulue, recherchée, telle celle de Rimbaud et d'autres illustres artistes et créateurs ou tout simplement dégringolade faite de passivité et de fuite devant la vie adulte et ses contraintes quotidiennes? Difficile à distinguer, tant il y a toujours de l'un et de l'autre à la fois. C'est la drogue et la cloche, les petits métiers ici et ailleurs, „anywhere out of the world”, les virées de Marseille à Dudelange, une vie dure et sans perspective, avec en arrière-fonds le désespoir d'une génération „no future”, une vie rythmée par le rock qui est son environnement musical constant. C'est aussi un milieu brutal où il faut savoir se défendre avec les

poings nus, un milieu où se cognent les „zombies”, les demi-morts, comme il les caractérise lui-même, toutes sortes de clochards et de malheureux à la dérive...

Le serveur acteur de cinéma...

Voilà qu'en 1982 il échoue comme serveur dans un bistrot à Dudelange que fréquente Andy Bausch. Le cinéaste, un jour, lui dit: „Je t'observe depuis un mois, veux-tu jouer le rôle principal dans un film que je vais tourner?” Le voilà engagé dans une aventure qui n'en finit pas jusqu'aujourd'hui. Andy Bausch tourne avec lui des courts-métrages: en 1982 *Stefan et Lupowitz*, en 1983 *Cocaïne Cowboy*, en 1985 *Van Droselstein* et *...Der Däiweil*. Tous ces films étaient taillés sur mesure pour Thierry Van Werveke, il y a joué son propre personnage dans le milieu qu'il a appris à bien connaître au cours de ses années d'errance, à la recherche de lui-même.

Dès lors il savait, après ces cinq films, ce qu'il voulait faire dans la vie: être acteur, et rien d'autre. Aujourd'hui il affirme: „Le cinéma m'a aidé à m'en sortir.” A le sortir de la drogue, de la déprime, du mal de vivre.

En 1986, Andy Bausch le fait tourner dans *Gwynylla, Legend of Dark Ages*, film en 16 mm noir et blanc, coup d'essai qui n'a pas laissé un souvenir impérissable.

La réussite de *Troublemaker*, tourné en 1988, constitue par contre la consécration pour Andy Bausch et la confirmation pour Thierry Van Werveke qu'il est sur la bonne voie. Il obtient pour ce film le prix de la meil-

Van Werveke, acteur

leure interprétation masculine au Festival du Film de La Clusaz en 1990.

Le film a une belle carrière à Luxembourg, mais aussi dans les festivals et à la télévision étrangère, et contribue à faire connaître non seulement son metteur en scène mais aussi ce Johnny Chicago qui a le physique de l'emploi. C'est le point de départ de sa notoriété non seulement au Luxembourg, mais aussi en Allemagne avant tout où les professionnels remarquent vite ce personnage original.

Surtout il tourne l'année d'après, en 1989, avec le même Andy Bausch, ce film au nom impossible *A Whopbopalooop a Lop Bam Boom* qui obtient un premier prix au festival de San Sebastian et une nomination pour le prix européen du film.

Johnny Chicago pour toujours?

Depuis *Troublemaker* il est Johnny Chicago pour les Luxembourgeois qui le rencontrent dans la rue, plus vrai que nature, et les metteurs en scène au cinéma ont tendance à lui demander de jouer toujours les mêmes rôles du personnage un peu chaotique, un peu burlesque, un peu brutal. C'est qu'il est de ces acteurs naturels qui sont tout entiers leurs personnages. „Je ne suis pas un acteur qui construit un personnage de façon consciente. Ce qui est difficile pour moi, c'est de garder la concentration durant tout le tournage. Alors, pendant le mois et demi que dure le tournage, je suis tout simplement ce personnage de film, je vis ma vie comme un film.”

Sans doute y utilise-t-il des éléments de son vécu quotidien, un geste glané par-ci, une tournure empruntée par-là, une démarche entrevue dans la rue. Il explique aussi qu'avant de commencer le tournage il aime se replonger dans un certain milieu, fréquenter certains bistrots, écouter la langue du milieu, apprendre des gestes. A cet égard, ce n'est pas un hasard s'il avoue prendre Robert de Niro comme modèle. Les rôles qu'il joue exigent pas mal de condition physique qu'il entretient par la boxe, le vélo, la course à pied et la natation.

N'ayant jamais fréquenté d'école d'acteur, il a tout appris sur le tas, et c'est le théâtre auquel il est venu en même temps qu'il s'est mis au *Troublemaker* qui lui a donné une certaine discipline et une diction plus précise („Quand je parle, j'ouvre à peine la bouche et je marmonne”, dit-il), ce sont les

acteurs et metteurs en scène qu'il a connus en jouant p.ex. *De Rénert* en 1989 sous la direction de Pol Kieffer ou *Woyzeck* avec Frank Hoffmann aux Kammerspiele de Cologne, ce sont ses copains de la Kulturfabrik qui lui ont apporté une bonne partie de son métier pour le théâtre.

Le cinéma avant tout

Si, depuis quatre ou cinq ans, il partage sa vie entre le cinéma et le théâtre, il est sans doute un des rares acteurs luxembourgeois à être venu au théâtre par le cinéma et à vouloir rester avant tout acteur de cinéma. Le fait mérite d'être souligné, puisqu'il explique aussi bien ses forces que certaines de ses faiblesses.

Il se considère d'ailleurs lui-même comme un outsider dans ce milieu, y étant entré un peu comme par hasard par la petite porte, et aujourd'hui encore étourdi par le succès qu'il connaît à l'heure actuelle. „C'est inexplicable, avoue-t-il modestement, j'ai eu tout simplement de la chance car des acteurs comme moi, dans mon

genre, il y en a des milliers en Allemagne ou en France.”

A l'heure qu'il est il est toujours très occupé, il va et vient, et il arrive à vivre de ce qu'il gagne comme acteur de cinéma. Depuis deux ans, on l'appelle de plus en plus de toutes parts, on lui propose de tourner dans des films. Travaillant tantôt pour des productions modestes tantôt dans des co-productions internationales, comme *Abracadabra* de Harry Cleven (1991), il court de Hambourg à Vienne, tourne en France. . A ce jour, il totalise une vingtaine de films, courts et longs-métrages confondus, dont une dizaine depuis 1990, et pour 1993 il a déjà plusieurs projets, dont un avec Andy Bausch et un autre avec Michael Haneke. Il a participé à l'éclosion du cinéma luxembourgeois, il est de toutes les productions importantes, de *Schacko Klak* à *Hochzäits-nuecht*. S'il se dit épuisé par tant de sollicitations, voulant enfin ne faire que ce qu'il voudrait, lui, au lieu de se faire bousculer par les autres, il sent pourtant combien il est nécessaire de rester dans la course.





THIERRY VAN WERVEKE, ACTEUR

Le souci d'aller plus loin

„Je ne veux plus faire n'importe quoi, depuis deux ans, j'ai enfin le choix, alors qu'auparavant j'ai tout fait, j'ai joué *Virginia Woolf* au théâtre en même temps que j'ai tourné *Abracadabra*, et on voulait encore m'entraîner dans *Le Misanthrope*”.

A-t-il été tenté par l'Amérique, comme tant d'autres avant lui? Non, c'est un sujet qui ne l'intéresse pas, ni d'ailleurs la tentation des grandes productions. Il aime se sentir en sécurité dans une bande de copains, c'est là qu'il peut s'épanouir.

Aujourd'hui, à l'âge de 34 ans, ce qui n'est pas encore l'âge de raison, certes, mais une occasion de faire le point sur le passé immédiat, il pense à son avenir professionnel, il voudrait, comme il dit, construire quelque chose de solide. Il sent bien la précarité de sa vie matérielle: „Tu gagnes beaucoup en un mois, puis plus rien six mois de suite. On se tue à ce boulot.” Il voudrait mieux organiser sa vie professionnelle, mais il avoue ne pas avoir d'agent qui s'en occupe, ayant été trompé par l'un deux.

Il entend garder son port d'attache à Luxembourg qu'il dit tantôt aimer „parce que c'est l'Europe”, tantôt s'y sentir à l'étroit, à cause du provincialisme ambiant — ce n'est pas le premier artiste luxembourgeois à avoir cette relation contradictoire avec son milieu d'origine —. Même s'il a beaucoup vécu à l'étranger et s'il se sent cosmopolite, Européen, même s'il tire son art d'une indépendance durement acquise et de ruptures payées au prix de sa personne, il se veut des racines familiales (il mentionne non sans orgueil parmi ses ancêtres l'historien Nic Van Werveke, et à la question s'il ne lui est jamais venu à l'esprit de prendre un pseudonyme au lieu de son nom de famille à l'orthographe compliquée, il oppose un non catégorique: ce nom, il en

est fier et il le considère comme un élément de son identité) et voit une partie de son avenir dans son pays natal. Il pense, parlant de Luxembourg, que la production cinématographique n'y est qu'à ses débuts et qu'avec l'aide de l'Etat on peut construire quelque chose d'intéressant, comme le fait p.ex. la société *Samsa*.

Cependant, alors qu'il devise ainsi comme un homme presque rangé, racontant tranquillement sa vie passée aux chapitres mouvementés qui semblent clos définitivement, sa vie présente faite de voyages, de tournages, de concerts rock (il chante et écrit des chansons pour la bande de copains du groupe *Nazz Nazz*) et de théâtre, tout à coup apparaît la faille.

Ce dur, en apparence, reste un grand sensible face à la misère du monde. La tragédie de Sarajévo, les enfants qui souffrent de faim et de froid, la guerre et les bombardements, la souffrance des hommes en général le bouleversent aux larmes, ce monde lui inspire dégoût et horreur, et on sent bien que la tension et l'effort sont permanents pour se maîtriser et maîtriser cette vie qu'il essaie d'appivoiser et qui sans cesse se dérobe, refusant la sécurité, l'amour et l'assurance.

Revenons à l'artiste et à ses attentes. Il se plaint à peine d'être cantonné dans le même rôle par les metteurs en scène, tellement il aime travailler et faire du cinéma, tellement il aime cette vie agitée, faite de voyages et de travail qui évite de se complaire dans son propre spleen. Mais il aimerait pourtant briser ce carcan dans lequel il se trouve depuis *Troublemaker* et il se promet enfin de choisir ce qui l'intéresse

le plus, de varier les rôles et d'étendre ses registres.

Le théâtre: circonspection

Il est difficile de le faire parler du théâtre. Il avoue ne pas connaître de pièces, même s'il a joué déjà de grands classiques, de Shakespeare à Büchner, et alors qu'il a trouvé son assise et de la solidité professionnelle dans le cinéma, on sent chez lui une certaine timidité respectueuse face au théâtre, face à ses amis acteurs et metteurs en scène de théâtre, on décèle chez lui le sentiment que l'absence de formation et l'impossibilité de passer consciemment d'un registre à un autre le rendent désormais plus prudent face au théâtre.

Ainsi, en 1992, on l'a vu dans la pièce d'Albee *Qui a peur de Virginia Woolf*, à côté de Marja-Lena Juncker, Myriam Muller et Philippe Noesen, pursangs du théâtre. La critique a sans doute salué la performance des quatre acteurs, mais certains ont relevé chez Thierry Van Werveke ses problèmes de diction, sa difficulté à trouver ses marques face à des acteurs de théâtre chevronnés.

Sans doute étoffe-t-il peu à peu son jeu. Il n'a commencé à faire du théâtre que depuis cinq ans à peine et, comme il ne cesse de le dire, dans une hâte qui n'est pas toujours propice à l'élaboration patiente et en profondeur d'un rôle.

Il devra prendre de la maturité sans perdre la fougue, la franchise et l'ardeur de ses années de formation. Dans ce devenir difficile et délicat, Thierry Van Werveke joue son art, donc sa vie.

Ben Fayot

„Qui a peur de Virginia Woolf” au Théâtre des Capucins (1992)



Trésors du Musée Pescatore

Si la mer a inspiré les poètes et les rois, comment s'étonner qu'elle ait aussi de tous temps ému les peintres. De toile en toile ils chantent la mer au fil de sensibilités diverses, et leurs créations échappent à la fuite du temps.

Au 17^e et au 18^e siècle les marines se distinguent par leur caractère documentaire. Fidèles dans le rendu des détails elles témoignent de grands combats navals, de voyages, de fêtes de la mer et tracent le portrait de flottes impériales ou de bâtiments particuliers.

Les marines du 19^e siècle ne sont pas toutes des chefs-d'œuvre, mais elles ont été faites par des peintres excel-

lents, inspirés par le thème universel de la mer. Elles témoignent d'une liberté artistique plus grande où priment le souci esthétique et l'inspiration. Peu à peu les paysages côtiers et les scènes portuaires ont pris place dans la peinture des marines. Avec simplicité on rend le charme et l'aspect pittoresque des ports et des criques tranquilles où le pêcheur hisse ses filets. D'autres aiment les ciels sombres, menaçants, les grandes marées, les chaloupes inclinées par les vents. D'autres montrent les moments calmes, le doux balancement de la barque, le ressac paisible sur la grève.



Louis Gabriel Eugène Isabey

Paris 1803-1886

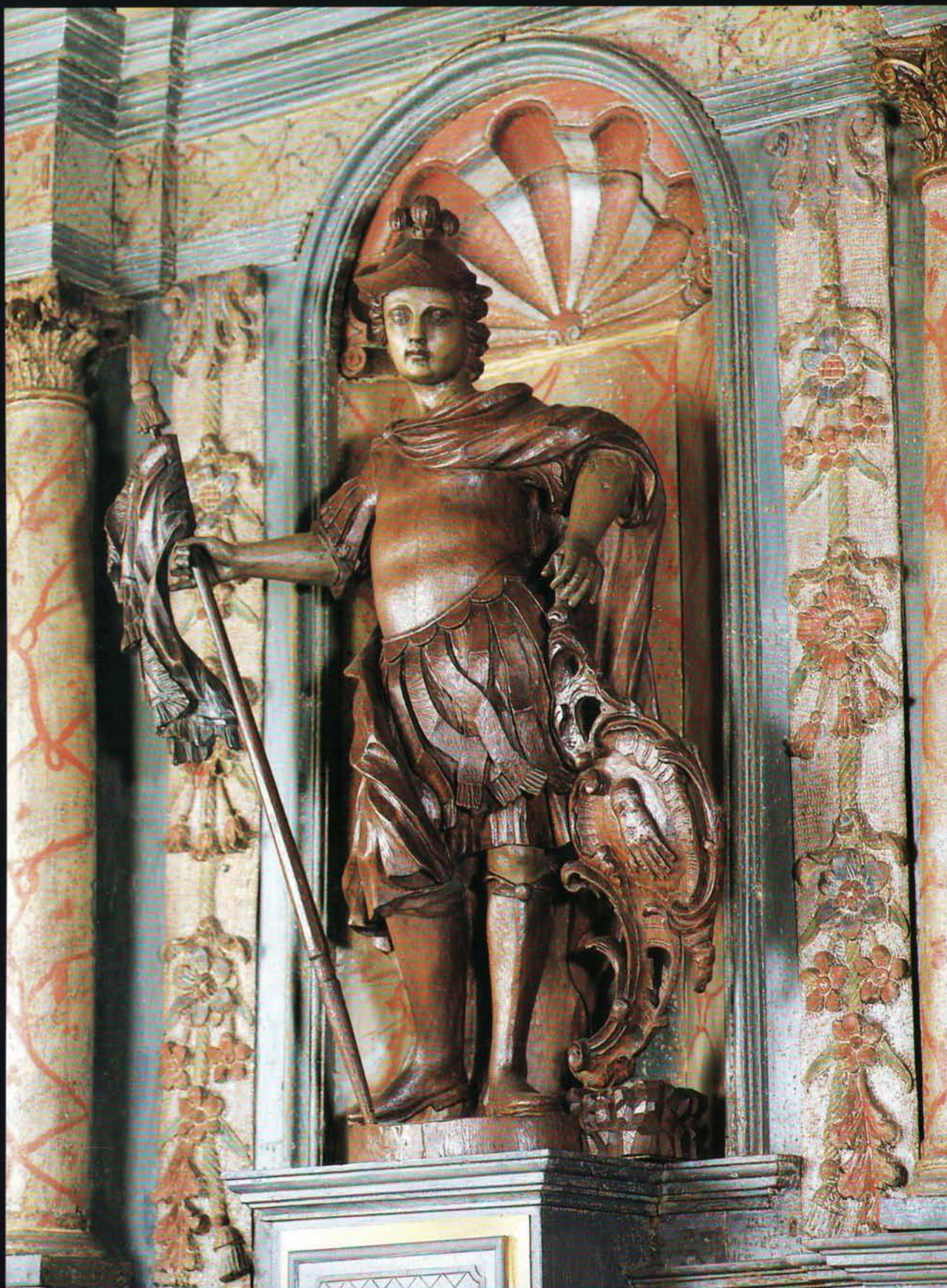
Fils et élève d'un miniaturiste, Louis Isabey fut le maître de Boudin et de Jongkind. Il a également inspiré Spitzweg. Il s'est d'abord signalé par des marines où souvent il lance avec grandiloquence des tempêtes à l'assaut des falaises. D'autrefois ses tableaux sont peuplés de bateaux et animés de scènes montrant les pêcheurs et leurs femmes occupés à leurs travaux quotidiens. Il nous emmène dans les ports de Dieppe, de Cherbourg, de Dunkerque, de Honfleur, sur les plages de la Mer du Nord et dans la rade de Saint-Malo où la mer écumante vient se briser sur les rochers. Mais il nous raconte aussi l'incendie qui a éclaté sur le *steamer Austria* ou encore „l'Embarquement de Ruyter et

de William de Witt", qui est d'ailleurs une de ses meilleures toiles exposée au Musée du Luxembourg à Paris.

Le Musée Pescatore possède de lui deux huiles sur bois intitulées „Marine” et „Bateaux de pêcheurs” qui font partie de la collection Lippmann.

Isabey a également traité la lithographie avec charme et finesse. Il fut aussi un spirituel peintre de genre où il excelle à rendre des détails historiques. Ainsi il aime montrer les riches seigneurs du 16^e siècle dans leurs costumes. Sa technique est brillante et il obtient d'heureux effets de couleurs. Vers la fin de sa vie il s'est donné aussi avec succès à l'aquarelle.

Georgette Bisdorff



Saint Gengoul, le patron de l'église de Merl